

Schwert und Krummstab.

Geschichtliche Erzählung aus dem Wallis

von

August Feierabend.

Separatdruck aus dem „Landboten“.

Schwert und Krummstab.

Geschichtliche Erzählung aus dem Wallis. Von August Feierabend.

Erstes Kapitel.

Die Mazze.*

Es war früh Morgens den 10. Oktober 1510. Wie wenn der Schreckensruf der Feuerglocke eben erklingen, war in den sonst stillen Gassen von Sitten, der kleinen Hauptstadt des nunmehrigen schweizerischen Kantons Wallis, ein lebhaft und seltsames Rennen und Drängen.

Söldner aus den schweizerischen Urkantonen, Bürger der Stadt aus ihren Läden und Werkstätten, Oberländerbergleute, hochstämmige, kräftige Gestalten, neugierige Frauen und Kinder eilten in hellen Haufen dem Rathhausplatze zu.

„Die Mazze! Die Mazze!“ tönte es aus Aller Mund. Ueberall heftige Reden und Geberden, drohende Blicke, geballte Fäuste, die sich gegen die bischöfliche Burg Mayoria emporhoben, die neben den Burgruinen Valeria und Turbillon auf steilen Felsen malerisch schön das im grünen Nebgelände lieblich gelegene Sitten überragt.

„Gott's Wunden“, eiferte Maria Christen, ein Söldner von Unterwalden, „der Longo** ist ein Schelm, wo ihn die Haut anrührt. Er hat den Sold für sich behalten.“

* Die Mazze war ein gefürchtetes Volksgericht, das dem Wallis eigenthümlich war. Demselben war im 15. Jahrhundert nach blutigen Kämpfen das mächtige Geschlecht Karon erlegen; ebenso 1496 der Bischof von Sitten und 1510 mußte Bischof Schinner vor ihr fliehen. — *Mazzen*, als Zeitwort, bedeutete die Mazze gegen Einen aufstellen.

** *Longo* oder *Longo Svizzera* war der Spitzname, welchen die Italiener dem Cardinal Schinner gaben. — Die Franzosen nannten ihn spottweise „le soldat tondü“ der geschorne Soldat.

„Er ist nicht werth, daß ihn die Erde trägt, den argen Hänkeschmied“, warf Anton Gerwer dazwischen, ein breitschultriger Oberländer mit struppigem Barte.

„Der Schimmer hat schon mehr Blut vergossen, als alle Türken, die je gewesen sind“, fügte Peter Berrig, der Schuhmacher, eifrig bei.

„Es ist die höchste Zeit, daß er gemazzet wird“, meinte Anton Jost, der Schneider, „sonst wär's mit unserer Freiheit und den alten Rechten bereits Matthä am Letzten.“

Sie waren am Rathhausplatze angekommen. Dort stund schon das Volk, Kopf an Kopf dicht gedrängt, ein ungeduldig brausend Menschenmeer.

An der Rathhausdecke war die Mazze aufgerichtet, das gefürchtete Wahrzeichen schonungsloser Volksrache, ein wunderlich Nachwerk. Ein junger Fichtenbaum, den man mit den Wurzeln ausgerissen und mit diesen nach aufwärts, dagegen mit den Zweigen nach abwärts festgebunden, zeigte zwischen den Wurzeln halb versteckt einen groben Kolben, mit menschenähnlichem Gesichte und leidensvollen Zügen. Eine Dornenkrone hielt über dem Kolben das Gewirr der Wurzeln zusammen. Das war die Mazze, ein Sinnbild, daß der Mann, der der Volksrache verfallen, mit seinem Geschlechte dem heimathlichen Boden entrissen und gründlich von ihm vertilgt werden soll.

„Der Mazzenmeister vor!“ rief Anton Gerwer mit Donnerstimme.

„Ja“, Anton Lehner vor! Er soll der Mazze Fürsprech sein“, riefen viele Stimmen. „Bravo! Bravo!“ ertönte es von allen Seiten. Da öffnete sich eine Gasse durch das dicht gedrängte Volk und durch dieselbe kam mit festen Schritten ein stattlicher Mann mit blondem Vollbart zur Mazze heran.

Es war der Gerufene, Anton Lehner, der Kaplan von Drieg. Leuchtend flogen seine Augenblicke über die drängende Menge hin. Dann winkte er mit der Hand. Sogleich lautlose Stille. Darauf band er die Mazze los und stellte sich mit ihr in den rings um ihn geöffneten Kreis. „Sag' an, Mazze“, hub er mit klangvoller Stimme an, „warum bist Du da? Sprich, leidest Du?“

Die Mazze verneigte sich. „Ihr seht, die Mazze klagt. — Ich frage Dich, Mazze, wer hat Dir Leidwerk angethan? War es etwa der Georg Supersax?“

Die Mazze blieb unbeweglich.

„Oder ist es unser Oberherr, der Bischof Matthäus Schinner?“

Die Mazze neigte sich fast bis zur Erde. „Ihr seht, die Mazze hat geklagt, der Bischof ist's. Ja, Matthäus Schinner, Gott sei's geklagt, er ist statt ein guter Hirte für unser Land ein reißender Wolf geworden, der schonungslos die Heerde mordet. Die Freiheit und das gute Recht des Walliservolkes tritt er mit Füßen, und das Land will er an den Kaiser und den Papst verkaufen. Er ist es, der in dem verrätherischen Zuge nach Chiasso Schimpf und Schande über unser Land gebracht. Er ist es, der den Sold des Papstes uns vorenthält, und mit einem groben Schreiben desselben uns abzuspiesen meint. Darum klagt die Mazze wider ihn. Wer will ihr helfen?“

„Wir! Wir! Wir!“ riefen tausend Stimmen.

„Wohlan denn, wer der Mazze helfen will, der bezug' es mit der Hand!“

Unter freudigem Jubelruf flogen tausend und tausend Hände in die Höhe und flimmern in lebhaftestem Gewimmel minutenlang in der hellen Sonne, ein ergreifender Anblick.

„Nun, Mazze, soll Dir geholfen werden. Morgens um die neunte Stunde tragen wir Dich vor den bischöflichen Palast. Dann soll Matthäus Schinner vom Walliservolke gemazzet werden.“

„Bravo! Bravo!“ ertönte es jubelnd wieder von allen Seiten.

„Wer dabei sein will, der mach's mir nach“. Damit nahm Lehner einen Hammer und einen Eisennagel aus der Tasche und trieb diesen mit kräftigen Schlägen in den Kolben. Sofort trat Mann um Mann heran und that dergleichen. In kurzer Zeit war die Mazze mit Eisennägeln überdeckt.

Langsam verließ sich darauf die Menge. Die Bürger von Sitten kehrten ruhig wieder zu ihren Geschäften zurück, als wäre nichts vorgefallen.

Die Söldner und die aus der Ferne hergekommenen Vergleute aber zertheilten sich in die Schenken der Stadt, beim Becher feurigen Walliserweines sich auf das morgige Volksgericht zu stärken.

Oben im Erker des Rathhauses hatte indessen ein aufmerksamer Beobachter in sichtlich steigender Spannung dem Vorgang der Mazze zugehört. Es war ein riesenmäßiger Mann von wahrhaft fürstlichem Aussehen und hoher Mänerschönheit, ganz dazu geschaffen, die Herzen der Menschen durch die Macht seiner Rede, wie seines persönlichen Eindruckes zu beherrschen. Der Mann war Georg auf der Flueh, gewöhnlich Superfay genannt, der Oberkastellan

von Sitten, der reichste und mächtigste Mann im Lande und des Bischofs erklärter Gegner, der Schwager Anton Lehner's und der Urheber der Mazze, die er wohlbedacht heute zum zweitenmal gegen die bischöfliche Obergewalt hatte aufrichten lassen. Als kühner und entschlossener Vorkämpfer für die Freiheit und die Rechte des Walliserlandes hatte Georg als Zehnenhauptmann von Sitten dem Bischof von Silinen zu Naters im Jahr 1488 in einer Uebereinkunft gewichtige Rechte abgerungen und dadurch die Gunst und das Vertrauen des freiheitliebenden Volkes gewonnen. Nach mehreren mißglückten Feldzügen nach Italien, die des Bischofs Werk waren, fiel der Bischof von Silinen in Mißgunst und diese Stimmung hatte Georg klug benützt, die Schweizkantone und besonders den Heimatkanton Luzern gegen den Bischof von Silinen einzunehmen. Es gelang seinen Bemühungen, die Urkantone, Luzern und Bern, zu bewegen, Silinen zur Uebergabe des Bisthums zu verurtheilen, worauf Georg den 15. April 1496 die Mazze gegen ihn aufstellte. Nach seinem Wunsche wurde der ihm ergebene, greise Niklaus Schinner auf den Bischofsstuhl erhoben, der sodann zu Gunsten seines Neffen Matthäus nach kurzer, vierjähriger Regierung auf die höchste Landeswürde verzichtete. Matthäus war armer Eltern Kind, zu Mülibach in der Pfarrei Ernen im Oberwallis geboren. Während seiner Studienjahre im Wallis und in Bern mußte er sich seinen Lebensunterhalt erbetteln und mit Singen verdienen, aber schon in Sitten hatte ein greiser Wohlthäter ihm prophezeit: er werde es im Wallis noch zum Bischof bringen. Bei seinen Studien zeichnete er sich durch ein vortreffliches Gedächtniß, einen durchdringenden Verstand und eine hinreißende Beredtsamkeit aus.

Nach Vollendung seiner Studien trat er als Hauslehrer in Georg Supersar's zahlreiche Familie, die aus 12 Söhnen und 11 Töchtern bestand. Im Jahre 1496 erhielt er die Pfarrstelle in Ernen; ein Jahr darauf die Würde eines Dom-Dekans von Sitten und am 20. Dezember 1499 diejenige des Bischofs von Wallis. — Die Wahl war Georg's Werk, der ihn sodann auch zur Bestätigung nach Rom begleitete. Eine eheliche Doppelverbindung zwischen beiden Familien sollte die Freundschaft zwischen Georg und Schinner befestigen. Joseph, der Sohn Kaspar Schinner's, des ältesten Bruders des Bischofs, hatte Margaretha, eine Tochter von Georg, geheirathet, und Peter, ein junger Bruder ebendesselben, eine Nichte des letztern. Statt aber das friedliche Einverständnis zwischen den beiden Familien zu erhalten, wurden die ehelichen Bande zu

Fallstricken des Unfriedens und namenlosen Unglückes. Georg vertraute auf das Pflichtgefühl der Dankbarkeit im Herzen des neuwählten Fürstbischofs, weil er ihm mit einem Geldopfer von 15,000 Dutaten zu seiner höchsten Würde verholfen hatte. Aber Schinner's hochstrebender Geist fand an den engen Grenzen seines langgestreckten, von himmelhohen Bergen ringsum verschlossenen Heimathales keineswegs volle Befriedigung, sondern sein kühner Sinn und seine schlaue Staatskunst fanden Behagen in den Händeln der Großen, welche damals die Geschichte Europa's lenkten.

Zuerst hatte er dem Könige von Frankreich seine Dienste angeboten, mit dem auch Georg enge verbunden war. Er hatte aber einen zu hohen Preis gefordert, so daß der König ihm berichten ließ: er könne nicht soviel nur für Einen Mann bezahlen.

Darüber ergrimmt, hatte Matthäus Schinner ausgerufen „Der König soll es schon verspüren, was so ein Mann noch werth sein kann.“ Von da an ist er bis zu seinem Ende Frankreichs schlimmster und unverföhnlichster Feind geblieben, und hat ihm größeren Schaden zugesügt, als ganze Armeen es zu thun vermochten.

Die ehr- und geldgeizigen Bestrebungen zweier sehr hervorragender Männer, wie Schinner und Georg waren, konnten in einem so kleinen Ländchen wie Wallis ist, nicht lange friedlich neben einander bestehen, und nur zu bald mußten sie im heftigsten Zernichtungskampfe sich verhängnißvoll zum Schaden des ganzen Landes verfeinden. Schinner's Vaterland war von nun an in Rom. Vor dem Vortheile der päpstlichen Politik mußte die der Dankbarkeit sonst so heilige Pflicht, mußte die Sorge für das Heimathland beim Fürstbischof verstummen. In Wort und That verspürte man sein Wirken und Walten gar bald überall. Die Fürsten gewöhnten sich auf sein kluges Wort zu hören und besorgten Blickes seinem Schritt zu folgen.

Wenige Wochen nach der Erhebung auf den Bischofsstuhl war die offene Entzweiung zwischen Schinner und Georg bereits ausgebrochen.

Den 20. Mai 1500 hatte Lektorer mit dem König von Frankreich ein Bündniß geschlossen und dadurch mit dem Kaiser, dem Papste und dem Landesbischofe gebrochen. Der Bischof seinerseits machte ein Bündniß mit dem Herzog von Mailand und verbot bei Eidespflicht, von Frankreich Geld anzunehmen.

Ueber Verbot und Ehre ging indessen des Goldes Klang, und schweizerische Heisläufer stunden sich zu Tausenden in den feindlichen Heeren gegenüber.

Nach Eroberung der Stadt Mailand hatte der König von Frankreich seine Schweizertruppen entlassen. Die Erfolge Frankreich's schreckten den Kaiser und ließen ihn selbst für seine Krone fürchten.

Er schrieb einen glänzenden Reichstag nach Konstanz aus, zu dem auch die Eidgenossen eingeladen wurden. Mit ihnen erschien *Matthäus Schinner*, der daselbst die persönliche Bekanntschaft des Kaisers machte und daraufhin bis an sein Ende sein geheimer Rath verblieben ist.

Georg war indessen der Fahne Frankreich's gefolgt und hatte bei *Agnadel* den glänzenden Sieg über die Venetianer erkämpfen helfen. Nach seiner Heimkehr hatte Sitten dem siegreichen Landeshauptmann einen glänzenden Empfang bereitet, der als unzweideutige Kundgebung gegen den Bischof galt.

Die Uebermacht Frankreich's in Italien hatte aber wiederum die Furcht des kriegerischen Papstes, *Julius II.*, erregt, und darum sandte er *Matthäus Schinner* als schlauen Unterhändler nach England, um es von Frankreich abzuwenden.

Die Sendung mißglückte. Dagegen gelang es *Schinner* sehr bald, einen 15-jährigen Bund des Papstes mit der schweizerischen Eidgenossenschaft für ein Hülfsheer von 6000 Mann abzuschließen. Schon Mitte August 1510 waren 8000 Söldner in *Martinach* versammelt und rückten über den großen *St. Bernhard*, um in Italien von *Schinner* gemustert zu werden. Französisches Geld bewirkte indessen in *Chiasso* ihren schändlichen Rückzug.

Die Eidgenossen hatten nichts gewonnen, wohl aber alle Fürsten beleidigt. Der Papst machte ihnen deßhalb in einem Briefe harte Vorwürfe und Drohungen.

Darüber entstand in der Schweiz wie im Wallis eine große Erbitterung und diese wandte sich besonders gegen *Matthäus Schinner*.

Diese herrschende Stimmung der öffentlichen Meinung brachte Georg zu dem kühnen, aber sehr gewagten Entschluß, den 10. Oktober die *Mazze* gegen den mächtigen Bischof aufzurichten und mit großer Befriedigung begrüßte er nun nach dem eben gesehenen Erfolge im Geiste den Sturz des undankbaren Gegners.

Mit raschen Schritten war *Anton Lehner* von der *Mazze* weg die *Rathhaustreppe* hinauf zu seinem Schwager geeilt, der ihn mit leuchtenden Blicken und warmem Händedruck empfing.

„Ich habe nun das Meinige gethan, Schwager, thu' Du jetzt das Deinige. Jetzt gilt es, das Eisen zu schmieden, weil es noch warm ist. Willst Du nicht noch heute den Bischof gefangen nehmen?“

„Ich mag das nicht“, erwiderte kopfschüttelnd Georg. „Er soll morgen der Volkssache als Opfer fallen. So retten wir für uns den bessern Schein.“

„Wenn Dir aber der schlaue Fuchs über Nacht entrinnt?“

„Das soll ihm nicht gelingen, Anton“, beschwichtigte Georg. „Dafür birgt mir Deine Wachsamkeit und Deine bewährte Treue. Laß' im Geheimen alle Zugänge zu der Burg durch vertraute Leute bewachen und versucht der Bischof zu entfliehen, dann wird er festgenommen und ertönt die Sturmglocke. Trifft ihn im Gewühl ein Rächerdolch, so hat er es selbst verschuldet; denn Undank war schon den alten Griechen ein todeswürdiges Verbrechen.“

„Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Sitten“, bemerkte Lehner. „Jetzt gilt das Sprüchwort überall: „Undank ist der Welt Lohn.“ Daran hält sich unser *Longo*.“

„Wir haben einen schlaunen Gegner“, erinnerte nachdenklich Georg. Dem Schläge, den wir heute gegen ihn geführt, soll er jedoch nicht entkommen.“

„Doch frisch nun zur That, die Massen im Flusse zu erhalten. Ich stelle zu dem Zwecke Dir Hab und Gut zur Verfügung.“

„Wohlan denn, so fließe der Wein stromweise in unsern Schenken und sollen die goldenen Schlüssel uns noch viele Herzen öffnen.“

„Komm', Anton, laß' uns gehen.“ Damit eilten mit schnellen Schritten die beiden Männer von dannen.

Zweites Kapitel.

Die Warnung.

In der reichgeschmückten Wohnstube des palastähnlichen Hauses des Georg Superjar in Sitten saßen vier Personen in ernstem Gespräche ganz vertieft. Die ältere, noch immer schöne Frau in der Mitte war *Margaretha*, Georg's Gattin. Eine Tochter des angesehenen Anmann's *Lehner* in *Glis*, galt sie seiner Zeit als die schönste und reichste Jungfrau Land auf, Land ab, um deren Hand die edelsten Söhne des Landes warben, die aber alsdann aus freier Herzenwahl dem hochbegabten Georg Herz und Hand gereicht hatte. In langer und friedlicher Ehe hatte sie ihm 23 Kinder geboren und ihren ehelichen Frieden vermochte es nicht zu stören, daß Georg außer der Ehe noch zwanzig weitere Kinder gezeugt hatte. Man mußte es

wohl, es rollte fürstliches Blut in seinen Adern. War er ja ein natürlicher Sohn des Bischofs *Walt her*, der ihn auch in seinem Testamente fürstlich bedacht hatte. Sein ritterliches Wesen, sein feiner und natürlicher Anstand, seine gediegene Bildung und Leutseligkeit ließen leicht die Schattenseiten seines Charakters übersehen, dessen Festigkeit oft zur Härte wurde.

Verstand und Herzensgüte ließen *Margaretha* mit *Georg Freud* und Leid mit Gleichmuth tragen und kein Mißgeschick war bisher im Stande gewesen, das häusliche Glück auf längere Zeit zu stören. Heute aber wollte die düstere Wolke tiefen Kammers nicht aus ihren edlen, offenen Zügen weichen. Neben ihr saßen die beiden ältesten Töchter, *Margaretha*, die Gattin *Joseph Schinners*, und die rosig erblühende, kühne *Gertrud*, die Braut *Wilhelms* von *Arzent* in *Freiburg* und der Liebling des Vaters.

Eben war *Joseph* eingetreten und hatte den Vorgang mit der *Mazze* erzählt. *Gertruds* Augen funkelten. „Dem Bischof ist ganz recht geschehen,“ rief sie eifrig aus, „sein schwarzer Uudank hat die *Mazze* wohl verdient. Wohl bekomm's ihm!“

Mit besorgten Blicken hatte indessen *Margaretha*, die Tochter, die Leichenblässe auf dem theuren Angesicht der Mutter wahrgenommen. Theilnehmend hatte sie ihre zitternde Hand ergriffen und ängstlich gefragt: „Um Gotteswillen, Mutter, sag' an, was ist mit Dir? Du zitterst ja am ganzen Leibe!“

„Ich kann nicht anders,“ seufzte die Mutter tief. „Mir ist das Herz so schwer. Es ist gewiß, ein Unglück steht uns bevor.“

„Fürcht' Dich nur nicht, liebe Mutter, der Bischof wird uns nichts anhaben können,“ meinte *Gertrud*. „Und doch ist es des Bischofs Rache, vor der mir bangt,“ entgegnete die Schwester. „Erinnerst Du Dich noch an jenen Tag, da Du ihm die Ruthe in den Ofen warfdest. Wie zogen sich die buschigen Brauen zusammen und biß er in Wuth auf seine fahlen, dünnen Lippen, daß sie bluteten. Und seine Augen, wie schossen diese grimmige Blicke. Ich werde es mein Lebtag nie vergessen.“

„Erbarmungslos wird des wilden Mannes Rache uns treffen,“ seufzte wieder die Mutter.

„Beruhigt Euch, liebe Schwiegermutter,“ wandte *Joseph* ein, „dem Ohm bleibt keine andere Wahl, als seinen Schicksalsgenossen, dem *Naron* und dem *Silinen*. Er muß sein Heil in schnellster Flucht ergreifen.“

„Ist er einmal fort, so wird er nicht so leicht wiederkehren. Die fremden Händel werden ihn sein Heimatthal vergessen lassen.“

„Nein, Joseph, ich ferne den Matthäus Schinner, nie wird sein wild Gemüth die Rache lassen.“

„So mag er es versuchen,“ warf Gertrud lebhaft ein. „Ihm wird es nicht besser ergehen, als einst Karon. Der Vater wird mit dem Volk das Recht behaupten.“

„Was Karon nicht gelungen, wird Schinner's Schlaueit doch erschleichen. Sein Arm reicht weit und seine Arglist ist unerschöpflich.“

„Die fremden Händel haben uns das Unglück in's Land gebracht,“ bemerkte Margaretha, die Tochter.

„Ja wohl,“ klagte die Mutter, „sie sind an allem Unheil Schuld. Nicht nur des Landes Ruhe und Frieden, auch das stille Glück unserer Familie wird den fremden Händeln zum Opfer fallen.“

„Du siehst zu schwarz, liebe Mutter,“ beschwichtigte Gertrud. „Der fremde Kriegsdienst ist nun einmal ein nothwendig Uebel, das wir mit Geduld zu ertragen suchen müssen. Der Schweizer will eben ein Loch haben, wo er hinaus kann, und Frankreich zahlt doch am besten.“

„Ja wohl, ein Sündengeld,“ seufzte die Mutter, „daselbe ist zur wahren Drachensaat geworden, die in Strömen von Blut und Thränen aufgegangen ist.“

„Es wäre freilich besser,“ meinte Joseph, „wir wüßten nichts von den fremden Händeln und von der fremden Pracht und Herrlichkeit.“

„Sage nur: von dem glänzenden Glend,“ eiferte die gute Mutter. „Die Habucht und der Reid, die Genußucht und die eitle Kleiderpracht, welche das fremde Gold in unser stilles Thal herein gebracht, sie haben wie wilde Furien mit ihren Schlangenpeitschen die fromme Zucht und Sitte, die ruhige Zufriedenheit und das friedliche Genügen aus der niedrigen Hütte wie aus den fürstlichen Palästen längst vertrieben und dagegen Zwietracht und Unfrieden zurückgelassen.“

Das ernste Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Jubelnd kamen nämlich die beiden Enkel Mutter Margaretha's, die sechsjährige Maria und der vierjährige Joseph, heimgesprungen, mit den Worten:

„Großmutter! Vater! Mutter! wir haben die Mazze auch gesehen.“

„Ja, ja,“ haftete das Mädchen, „die ist ein erbärmlich Lugen, ganz voll Nägel.“

„Ich hab' auch einen Nagel hineingeschlagen,“ bemerkte mit wichtiger Miene der Knabe.

„Brav, kleiner Held,“ sprach Gertrud und küßte den Jungen auf die Stirne.

„Das fehlte noch,“ bemerkte die Großmutter und streichelte dem Knaben das dunkle Haar zurück. „So jung noch und schon jetzt mischest Du Dich in solche Händel.“

„Der Oheim war ja auch dabei,“ berichtigte das Mädchen. „Der that eine Rede, daß Alles laut Bravo gerufen hat. Er kommt mit dem Vater gleich hinter uns hieher,“ meldete das Mädchen

„Und der dicke Vetter, der Gerwer, ist auch dabei,“ ergänzte der Knabe.

Da öffnete sich die Thür' und in sichtlicher Aufregung traten die drei Männer ein.

Mit glänzenden Augen ging Gertrud dem Vater entgegen und reichte ihm die Hand mit den Worten :

„Glückauf zum Siege, lieber Vater!“

„Danke Dir, liebes Kind,“ entgegnete Georg und küßte sie auf die glühende Wange. Dann zur Mutter gewendet, fuhr er fort : „Ich bringe Dir zwei werthe Gäste, liebe Mutter. Doch sag', was ist mit Dir? Du siehst so blaß und kummervoll aus, als hätte eben ein Unglück Dich getroffen!“

„Ja wohl, ein Unglück ist begegnet,“ seufzte die Mutter.

„Sie meint die Mazze,“ berichtigte Gertrud. „Sie fürchtet sich vor des Bischofs Rache,“ fügte die Tochter Margaretha bei.

„Gottes Wunden!“ polterte Anton Gerwer, „nur keinen Kummer, liebe Base. Bei meiner Seel', wir wollen dem Longo die Rache schon verkleiden machen.“

„Sei Du nur ruhig, liebe Schwester,“ fügte Anton Lehner bei. „Der Matthäus ist an seinem letzten Kapitel. Er ist in unserer Hand und soll uns nimmermehr entrinnen.“

„Ihr werdet doch kein Blut vergießen wollen?“ fragte die Mutter ängstlich.

„Das nicht,“ erwiderte Georg ruhig, „aber Urfehde soll der Bischof uns feierlich schwören, niemals mehr den Walliserboden wieder zu betreten. Bricht er sein Wort, so ist er vogelfrei.“

„Sieht der Bischof, daß es Ernst gilt, so wird er zum Kreuze kriechen,“ meinte Margaretha, die Tochter.

„Bei meiner Seel', das soll er, wir wollen es ihm schon lehren,“ bekräftigte Vetter Gerwer.

Aber Mutter Margaretha blickte besorgt ihren Mann an und sprach: „Ist es noch möglich, Georg, das Neueste abzuwenden, so thut's. Noch ist ja der letzte Schritt nicht geschehen, die Mazze noch nicht vor die Burg getragen. Noch kommst Du zurück, Georg, drum thut's Deiner Kinder willen.“ So flehte voll Angst die Mutter.

„Was fällt Dir ein, Margaretha?“ wendete Georg ein. „Die Würfel sind gefallen. Mit der Mazze ist die Brücke hinter uns abgebrochen. Nur vorwärts führt die Bahn, doch nimmermehr zurück.“

„Es gibt keinen andern Ausweg mehr, liebe Schwester,“ bemerkte Lehner, „als obzuziehen oder dann jämmerlich zu unterliegen. Dies ist der Mazze Sinn. Ihre Lösung ruft dem Vernichtungskampfe.“

„Und der Erfolg ist unzweifelhaft. Wir kämpfen für des Volkes Recht und Freiheit gegen Schinner's Willkürherrschaft, drum steht auch das ganze Volk von Oberwallis wie Ein Mann hinter uns,“ meinte Georg.

Aber kopfschüttelnd entgegnete die verständige Hausmutter: „Das Volk wird Dich vor Schinner's Rache nicht beschützen. Du kennst die Schlange, die Du sorglich im Busen großgezogen und die zum Danke Dir den Dienst mit giftigem Bisse lohnt. Nimm Dich in Acht vor ihr. Schlau ist sie und pfeilgeschwind, und wen ihr Zahn erfasst, der ist ohne Rettung auch sicherlich verloren.“

„Georg besitzt aber auch die Macht,“ wendete Lehner ein, „der Schlange den Kopf zu zertreten. Wie schon gesagt, die Mazze macht den Longo vogelfrei. Nur eines Winks bedarf's, so büßt er seinen Uhdank mit dem Tode.“

„Nicht doch,“ entgegnete abwehrend Georg, „das will ich nicht. Kein Blut soll den Sieg des Volkes bes Flecken.“

Die Ursehde genügt. Der Bischof soll dem Lande nicht mehr schaden.“

„Wie Schinner's Laufbahn ohne Beispiel ist,“ wandte die Mutter noch immer ängstlich ein, „so müssen wir auch von ihm Ungerwöhnliches erwarten. Mit unverwandtem Blicke müssen wir stets seinen Praktiken folgen und selbst auf Gift und Doldh gefaßt uns machen.“

„Mir wird ganz angst und bang ob Deiner Rede, liebe Mutter,“ warf beklommen die Tochter Margaretha ein.

„Großmütterchen,“ fragte die kleine Maria ängstlich, „was hat der böse Bischof dem im Sinn?“

„Ja, ja, gewiß nichts Gutes,“ schaltete der kleine Joseph eifrig ein. „Die Leute schimpften bei der Mazze ganz fürchterlich über ihn und die Soldaten drohten mit Schwertern und mit Spießen. Hat er denn etwas Schwers verbrochen?“

„Seht, Kinder,“ bemerkte die Großmutter, „der Bischof hat durch schwarzen Uhdank schwer gefehlt und sich dazu durch Uebermuth verleiten lassen.“

„Das war nicht gut und das Sprüchlein, das Du uns gelehrt, bleibt doch wahr: Der Uebermuth thut niemals gut.“

„Ja, ja, wir wollen stets dankbar sein,“ betheuerte die kleine Maria.
„Und niemals übermüthig werden,“ fügte der kleine Joseph bei.
Da tönte die helle Speiseglocke durch das Haus. „Wohlan, Ihr Lieben,“ mahnte der Hausvater. „Die Glocke ruft zur Mittagstafel. Laßt uns ihrem Rufe folgen.“

Drittes Kapitel.

Die Flucht.

Oben in der bischöflichen Residenz Majoria schritt in seinem reichgeschmückten fürstlichen Kabinete **M a t t h ä u s S c h i n n e r** wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig mit gewaltigen Schritten und in höchster Aufregung auf und ab. Sein Bruder, Kaspar, hatte ihm soeben die Hiobspost von der Aufrichtung der Mazze überbracht und beobachtete mit ängstlichen Blicken den mächtigen Eindruck, den die Nachricht in dem Gemüthe seines Bruders hervorgebracht hatte. Die Schreckenskunde hatte indessen den gewaltigen geistlichen Fürsten keineswegs darniedergeschmettert, sondern vielmehr sein stolzes Selbstgefühl mächtig aufgestachelt. Es war, als ob seine hohe, hagere Gestalt plötzlich noch länger geworden wäre. Aus seinen grauen Augen sprühte eine unheimliche Gluth und Wuth und Entschlossenheit sprachen aus seinen eisenharten Zügen.

„Justum et tenacem propositi virum . . .“^{*} murmelte er grimmig zwischen den Zähnen.

„Ich bitte Dich, mein hoher Fürst und lieber Bruder, zürne mir doch nicht, wenn ich Dir offen meine Meinung sage.“

„Und die ist?“ fragte der Bischof ungeduldig.

„Ich kenne kein anderes Rettungsmittel als schnelle und heimliche Flucht. Triffst Dich der Morgen noch in Sitten, so ist Gut und Leben zugleich verloren. Des Volkes aufgestachelte Rache kennt kein Ansehen Deiner geheiligten Person mehr und noch viel weniger Erbarmen.“

„Odi profanum vulgus et arceo.“^{**} Horaz hot Recht. Er hat den Vulgus auch gekannt,“ murmelte Matthäus vor sich hin. Plötzlich stand er still und sah den Bruder fragend an :

„Kaspar, Du glaubst wirklich, der Böbel würde es wagen, seine Frevelerhand an mein gesalbtes Haupt zu legen?“

* Den gerechten und entschlossenen Mann erschreckt nicht des Volkes Wuth.

** Ich hasse und verachte den gemeinen Böbel.

„Ich bin fest davon überzeugt,“ bestätigte Kaspar mit Entschiedenheit. „Blind ist des Volkes Wahn. Das Blut Witschart's, das an diesen Felsen klebt, das Schicksal Aaron's und von Silinen's dienen Dir zur Warnung. Als des Papstes und des Kaisers geheimer Rath bist Du wahrlich zu Besserem und Höherem bestimmt, als der blinden Böbelwuth zum Opfer zu fallen und den blassen Heiligenschein eines blutigen Märtyrertumes Dir zu erwerben.“

„Nun freilich, da hast Du Recht,“ entgegnete nachdenklich der Bischof. „Doch empört sich mein Selbstgefühl, dem Superfar das Feld zu räumen und ihn ungerächt gewähren zu lassen.“

„Das muthe ich Dir auch niemals zu,“ erwiderte Kaspar. „Als kluger Mann gehst Du nur der ersten Böbelwuth vorsichtig aus dem Wege. Sie ist von kurzer Dauer und bald ist ihr wilder Rausch verschwunden. Dann wird Superfar Deiner Rache nicht entriemen. Ich büрге Dir dafür.“

„Me Hercule! Das soll und darf er nicht. Ich will ihn fassen mit meiner Rächerhand, daß er an Matthäus Schimmer denken soll.“

„Dazu thut Eines Noth,“ bemerkte Kaspar. „Der Papst muß Deinem geächteten Namen neuen Glanz verleihen.“

„Ob Papst Julius II. das thun wird?“ meinte Matthäus und blieb sinnend stehen. „Mein Vorgänger und Schicksalsgenosse, Bischof von Silinen, hat in Rom statt der gehofften Hülfe die erbarmungslose Exkommunikation gefunden.“

„Sei unbefümmert, lieber Bruder, Dich trifft das gleiche Schicksal nicht. Bereits ist Dir der Papst zu Dank verpflichtet. Als Märtyrer für seine Sache gehst Du in die Verbannung. Das wird Julius II. Dir sehr hoch anrechnen, er ist ein gerechter Mann, der das Verdienst zu schätzen weiß.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Matthäus. „Gerade jetzt bedarf der Papst nothwendig unseres Rathes. Der neue Krieg mit Frankreich ist unvermeidlich. Dazu muß eine neue Liga geschaffen und Frankreich isolirt werden. Auch ist die Schweizerjugend zu seinen Kriegen dem Papste unentbehrlich geworden.“

„Du wiegst die Geschichte Europa's in Deiner Hand, mein Bruder,“ bemerkte mit Stolz Kaspar. „Arbeit in Hülle und Fülle harrt in der Weltstadt auf den schlauen Künstler. Was durch die Flucht Du hier einbüßest, das wird in Rom Dir zehnfach vergolten werden.“

„Woblan denn,“ rief, rasch entschlossen, der Bischof aus. „Es sei! Ich flüchte mich noch heute aus dem Lande.“

„Das muß mit größter Vorsicht geschehen. Georg und Anton Lehner stehen auf der Lauer und alle Zugänge zur Residenz sind scharf bewacht.“

„So fliehe ich im Kleide eines Bettlers.“

„Mir fällt was ein,“ rief Kaspar triumphirend. „Noch besser im Jammerkleide eines Sonderfiechen*, dem weicht Jedermann mit Abscheu aus dem Wege. In dieser Vermummung führe ich Dich durch den verborgenen unterirdischen Gang ohne Gefährde aus der Stadt.“

„Macte frater!“ rief munter der Bischof. „So laß' uns rasch zur Ausführung des Rettungsplanes schreiten.“

Eilig verließen beide das Kabinet. Schon war die kühle Oktobernacht hereingebrochen und düstere Nebel hatten sich über das langgestreckte Rhonethal gelagert. Durch dieselben sahen verspätete Wanderer eine hohe, dunkle Gestalt mit rüstigen Schritten die Straße nach Martinach hinunter wandern. Wer ihr nahe kam, den schreckte der wohl bekannte traurige Ton der Holzklapper, des Siechen, so daß er schon zur Seite wich.

Mit der Rastlosigkeit des ewigen Juden vorwärts schreitend, war Matthäus Schinner unangefochten in der langen Herbstnacht das ermüdend ebene Thal nach Martinach hinab geschritten, wo die Bergstraße nach dem großen St. Bernhard von der nach dem Waadtlande abzweigt.

In Noth und Entbehrung aufgewachsen, hatte er die Unbilden der Witterung sammt Hunger und Durst und außerordentlichen Fußreisen mit Leichtigkeit zu ertragen gelernt.

Als die Frühbetglocke von Martinach ertönte, lag die der Familie Schinner treu ergebene Stadt schon hinter dem Flüchtling, ohne daß dieser sich einen Augenblick Rast und Erquickung gegönnt hätte.

Auf dem ihm wohlbekanntem Fußwege, der zwischen Bergnau und Boverine sich öffnet, stieg er in das kleine Thal von Champen hinan und erreichte nach drei Stunden bei Trsières die Poststraße wieder. Hier sank er endlich, von Hunger und Ermattung erschöpft, auf die Steinbank vor der Thür der Herberge an der Straße nieder, und der eintönige Hüfleruf seiner Holzklapper meldete dem Wirth die mißliebige Kunde, daß ein geächteter Sonderfieche Erquickung begehre.

* Die Ausfägigen, auch „Sonderfiechen“ genannt, mußten im Wallis wie in der übrigen Schweiz eine eigene Kleidung tragen, die Gesellschaft der Gesunden meiden und mit hölzernen Klappern ihr Kommen verkündigen, damit man ihnen aus dem Wege gehen konnte.

Aus der Herberge ertönte schon lauter Lärm. Die Kunde von der Aufstellung der Mazze in Sitten war trotz der großen Entfernung mit Mikeßschnelle das Land hinab gedrungen und zwei Söldnern zu Ehren gekommen, die als Nachzügler Abends mißmuthig über den St. Bernhard gekommen waren, um nach Sitten zu ziehen und drohend daselbst den rückständigen Sold von Matthäus Schinner fordern zu helfen.

Die Kunde von der Mazze trieb sie zur Eile an, weil die Plünderung der bischöflichen Residenz eine reiche Beute in Aussicht stellte und sie nicht zu spät kommen wollten.

Eben waren sie mit dem Wirth, Egidius Jossen, auf den Ruf der wohlbekanntten Siechenklapper aus der Hausthüre getreten, um nach dem Ankömmling zu sehen, als Jakob Kayet, der ältere der Beiden, den jüngern, Loretan, mit dem Ellbogen anstieß und ihm eifrig zuflüsterte: „Hans, lug' doch den Siechen an, der gleicht ja auf ein Haar dem Longo.“

„Närli,“ entgegnete lächelnd Hans, „es gleicht manche Kuh der andern. Ich wollte jetzt lieber in der Haut des Sonderfiechen als in jener des Bischofs stecken.“

„Gott helf' Dir, Sonderfiech,“ sagte mitleidig der Wirth. Was ist Dein Begehr?“

„Ein Glas Wein, Käse und Brod um Geld und gute Worte,“ bemerkte mit verstellter Stimme Matthäus Schinner. Die Söldner eilten rasch von dannen. Der Wirth brachte dem übel angesehenen Gast das Gewünschte vor die Thür und erzählte ihm, wie heute der Palaß des Bischofs von den erbosten Söldnern geplündert und der Bischof, wie einst sein Vorgänger Wilschard, über die Felsen von Mayoria hinunter geworfen werde.

Der Ausjähige hörte anscheinend ganz theilnahmslos der Mittheilung zu und erkundigte sich nach dem Wege in das Ferretthal, indem er vorgab, hinüber nach Chamounix zu wollen. Nach kurzer Rast eilte er sodann von dannen. Kaum mochte eine Viertelstunde verflossen sein, als auf schweißbedecktem Pferde ein Bote heranzsprengte und dem Wirthe zurief: „Der Bischof ist entronnen! Man glaubt, er habe den Weg über den St. Bernhard eingeschlagen.“

„Herr Gott im Himmel!“ rief entsetzt der Wirth, „jetzt fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Ja, ja, es war der Schinner!! Als Sonderfiech verkleidet, hat er mich eben um Erquickung angesprochen. Er ist nach dem Ferretthal hinüber. Wenn Ihr scharf reitet, holt Ihr ihn bald und sicher ein.“

Eiligt sprengte der Reiter von dannen. Athemlos folgten ihm

fluchend auch die beiden zurückgekehrten Söldner nach und rannten auf der falschen Spur zur Verfolgung des edeln Wildes weiter.

Indessen hatte Matthäus Schinner, mit der Gewandtheit eines Gensjägers die steil ansteigende Straße abschneidend, einen gewaltigen Vorsprung gewonnen, bevor die Verfolger erfuhren, daß sie auf falscher Fährte waren und mißmuthig umkehrten. Immer steiler wurde die Straße und endlich am Gletscher von M e n u v e hörte der Fahrweg ganz auf.

Nachdem Schinner den wilden Engpaß hinter sich gelassen, erblickte er die Todtentapelle, wo die seit Jahren steinhart gefrorenen Leichen verunglückter Wanderer zur Erkennung ihrer fernern Verwandten an den kahlen Wänden in schauerlicher Weise aufgestellt waren.

Mitten in der wilden Natur eifriger Erstarrung und tiefster Stille gewährten diese stummen Zeugen der überwältigenden Schicksalsmacht einen ergreifenden Anblick und predigten sehr eindringlich die Eitelkeit menschlicher Dinge.

Mit diesem Gefühle stunden im grellsten Gegensatze diejenigen, welche Matthäus Schinner's Gemüth bewegten. „In dieser Stunde wird mein bischöflicher Palast in Sitten geplündert. Dafür, Georg, sollst Du mir büßen. Erbarmungslos soll Dich meine Rache treffen.

Erst neuer Glanz und Ruhm in Rom und dann die gefeigten Waffen blinder Unterwürfigkeit und des schreckensvollen Baumstrahls. Sie sollen Dir Dein stolzes Haupt zerschmettern.“ So sprach Schinner halbblaut vor sich hin.

Rasch ging's trotz der ungeheuren Anstrengung über die Rudri-Brücke und in anderthalb Stunden war endlich das ersehnte Hospiz erreicht, 7000 Fuß hoch über dem Meerespiegel, mitten zwischen Eis und Schnee und unwirthbaren Felsenthürmen eine ersehnte menschenfreundliche Zufluchtsstätte. Trotz der eifigen Kälte, die fast das ganze Jahr in dieser Hochalpenregion herrscht, klopfte, schweißbedeckt und todesmatt, Matthäus Schinner an die Klosterpforte. Bruder Martin öffnete dieselbe. Aber entsetzt wich der gute Pfortner weit zurück, schlug ein Kreuz und sprach mit Zittern: „Alle guten Geister loben Gott, den Herren! Das ist des Bischof Schinner's Geist in Siechengestalt!“

„Nein, nein,“ rief ungeduldig der Flüchtling, „ich bin es selbst, mit Haut und Bein. Drum laß' mich nur schnell hinein. Die Häsher folgen mir auf der Ferse.“

Hastig schlüpfte er hinein und knarrend schloß die Pforte sich wieder hinter ihm.

„Gott sei Dank,“ rief hochaufathmend Matthäus Schinner, „jetzt bin ich gerettet. Führt mich sogleich zum Prior hin!“

„Gleich, Euer Gnaden, gleich,“ entgegnete mit tiefen Bücklingen der Pförtner. „Doch wollet Ihr nicht erst die Kleidung wechseln? Es thut dem Auge wehe, Euch so zu sehen.“

„Erst Rath, dann That. Führt mich zuerst zum Prior,“ sprach Schinner.

„Es soll sogleich geschehen.“

Rasch schritt Bruder Martin den hohen, langen Kloostergang entlang. Müden Schrittes folgte ihm Matthäus Schinner. Eben so groß wie bei dem Bruder war bei P a t e r U g u s t i n, dem Prior, das Erstaunen, als er den flüchtigen Landesbischof in dem Kleide eines Aussätzigen erkannte.

Aber ebenso herzlich wie ehrfurchtsvoll war sein Empfang.

„Seid uns willkommen, gnädiger Fürst, trotz dieser erbärmlichen Verkleidung. Hier sollt Ihr Euch vor der Hand sicher und geborgen fühlen. Vor Allem, lieber Bruder Martin, schafft Erfrischung her. Euer Gnaden müssen bei dem weiten Marsche gewiß Hunger und Durst gelitten haben?“

„Ja wohl, wie noch nie in meinem Leben,“ nickte Schinner zustimmend.

„Bis Martin mit dem Schaffner kommt, wolle es Ihnen belieben, eine Rutte unseres Ordens anzuziehen.“

Willig war Schinner hiezu bereit und saß dann bald im bequemen Ordenskleide in einem weichen Polsterstuhl.

Nachdem ein feuriger Mostwein und reichliche Speise die erschöpften Lebensgeister des Flüchtlings erfrischt hatten, kam sein Weiterkommen zur ersten Besprechung.

„Das Kleid des Aussätzigen wird mich nicht mehr vor der Pöbelwuth beschützen,“ hub der Bischof an. „Ich bin ohne Zweifel schon entdeckt und man wird mich bis hieher verfolgen.“

„So behaltet unser Ordenskleid an,“ entgegnete ruhig der Prior, „und zieht früh mit dem ersten Morgenstrahle hinab nach Italien. Die Zeit, daselbst für das Kloster alljährlich die milden Liebesgaben einzusammeln, ist wieder da. Vater H o n o r i u s wird Euch begleiten. So könnt Ihr ohne allen Verdacht und unbeirrt ganz Italien durchreisen.“

„Das ist ein kluger Rath. Der wird mich retten. Habt Dank dafür mein Freund,“ sprach Schinner mit leuchtenden Augen und stieß freudig an des Priors Becher.

„Auf glückliche Wiederkehr!“ sprach Vater Augustin und stieß mit an.

„Expellor sicut canis, redibo sicut leo,“ * sprach Matthäus Schinner mit stolzem, prophetischem Selbstbewußtsein. Bald mahnte die Müdigkeit des Körpers nach der außerordentlichen Anstrengung des Tages zur Ruhe und sogleich lag der Flüchtling in tiefem Schlafe.

Mit dem ersten Strahle des jungen Tages standen die zwei Reisegenossen schon gerüstet zur Abreise bereit.

Nach herzlichem Abschiede vom Prior und dem ganzen Konvente schritten sie wohlgemuth und rüstig aus der Klosterporte.

Während tief unten über den Thälern graue Nebelmeere wogten, standen rings um das Hospiz herum die eisbepanzerten Felsstürme, von warmer Gluth der Morgensonne übergossen, in strahlender Vurpurpracht vor der Wanderer Augen und lachte wolkenlos mit seinem reinen Blau der herbstliche Himmel ob ihren riesigen Zacken. Von der Spitze des Montmart hatte ein gewaltiger Königsadler sich in den reinen Morgenäther emporgeschwungen und zog nun ruhig und majestätisch seine weiten Kreise.

„Faustissimum auspicium!“ rief Schinner freudig aus. „Seht Ihr den Adler dort kreisen in den reinen Lüften?“

„Den Heiden war das einst ein gutes Zeichen,“ entgegnete der fromme Vater mit leisem Vorwurf.

„Es kann es unter Umständen auch für uns Christen sein,“ meinte Schinner. „Wir wenigstens soll's als gutes Himmelszeichen gelten und hoffe ich froh und wohlgemuth auf glücklichen Erfolg der Reise.“

„Euer Gnaden thun wohl daran,“ lenkte Vater Honorius ein, „das Bess're zu hoffen. Das Schlimmere kommt doch unverhofft stets viel zu früh. Doch sehet, hier steht die Grenzsäule von Piemont.“

„Wohlan, Freund Georg, nun bin ich vor Deinen Häschern sicher,“ jubelte der Bischof höhnisch. Wenn ich wiedertomme, dann ist die Reihe der Flucht an Dir, Superjar, wenn es mir gefallen wird, Dich meiner Hand entgegen zu lassen.“

Rasch schritten die hohen stämmigen Mönche fürbaß, und verwundert blickten ihnen die Wanderer nach, die des Weges kamen.

Bald hatten sie das Bergdorf S t. R e m y erreicht, und nun entfaltete das gesegnete Italien zu ihren Füßen in immer reicherer Fülle den berausenden Ausblick in seine üppige landschaftliche Pracht. Immer farbenreicher, wechsel- und lebensvoller gestaltete sich die Land-

* Ich werde ausgejagt wie ein Hund und werde wieder kommen wie ein Löwe.

schaft. Alpfirn um Alpfirn hob sich vor ihren Blicken empor. Stolz stieg rechts der Montblanc, links der Monterosa zum duftigen Herbsthimmel empor und endlich, mitten in grünen Nebgeländen, aus welchen der Winzer fröhliche Lieder und lustiges Schießen ihnen entgegen tönten, hatten die Mönche die uralte Römerstadt Aosta erreicht, wo sie beim Pfarrer gastfreundliche Aufnahme fanden. Auf's Neue aber begannen nun wieder die Gefahren der Weiterreise.

Die Heerstraßen des ebenen Landes wimmelten nämlich von Franzosen, denen die lange, hagere Gestalt des geschorenen Soldaten* eben so bekannt als tödlich verhaßt war. In den hochgelegenen Gebirgsthälern dagegen, an der südlichen Abdachung der Alpen, leben die Nachkommen eines zur Zeit der Völkerwanderung hieher verschlagenen allemannischen Volksstammes, welche bis auf den heutigen Tag deutsche Sprache und Sitte beibehalten haben. Bei diesen biedern Bergleuten fanden die hochgeehrten Bernhardinermönche überall gastfreundliche Aufnahme und Verpflegung.

Ueber unwegsame Alpenpässe pilgerten sie von Thal zu Thal durch das Gebirgsland von Oberitalien unter mannigfachen Gefahren und Abenteuern bis hin an die Grenzen des Gebietes von Venedig, wo Pater Honorius gerührt von Matthäus Schinner Abschied nahm. Dieser fühlte sich hier sicher. Nach der Niederlage bei Agnabel hatten sich nämlich die Venetianer als reuige Söhne dem Papste unterworfen und dieser hatte sodann den Kirchenbann von ihnen genommen. Mit Auszeichnung wurde der eifrige Kämpfer für die Sache Roms in Venedig empfangen. Aber Schinner gönnte sich kaum die nothwendigste Erholung von den Mühsalen der bisherigen Reise. Kühne Pläne, die seinen Kopf durchkreuzten, ließen ihm keine Ruhe. Er mußte so bald wie möglich nach Rom kommen, um sie in's Werk zu setzen. Bald aber stellten sich neue Gefahren seiner Weiterreise entgegen. Die Straße nach Rom führte durch das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den Schinner vor kurzer Zeit mit seinen Schweizerjoldaten einen blutigen Krieg geführt hatte. Ihm drohte daher die größte Gefahr, wenn er entdeckt wurde, und diese wuchs um so mehr, weil die neuen Werbungen des Herzogs Schaaren fremder Abenteurer nach seinem Gebiete lockten, von denen er leicht erkannt werden konnte. Auf's Neue galt es daher, die so oft erprobte Schlaueit und List auf eine gewagte Probe zu setzen, die auch diesmal mit Erfolg gekrönt wurde. Matthäus Schinner hatte sich in Venedig das Gewand eines Trödeljuden verschafft. Ein falscher schwarzer Bart, der bis auf den

* „Soldat tondu.“

Gürtel reichte, verhüllte zum Theil sein nur zu wohl bekanntes Gesicht, dessen spitze Adlernase ihn indessen einem Juden sehr ähnlich machte. Schon war er unangefochten bis nahe an die römische Grenze gekommen. Da zwang ihn Hunger und Durst in einer Herberge an der Straße Einkehr zu halten. Die Stube derselben wimmelte von deutschen Landsknechten. Rasch ließ der Ankömmling seinen lauernden Blick über die zechenden Gefellen hinfliegen und bemerkte unter denselben zu seinem nicht geringen Schrecken zwei bekannte Gesichter, die den Feldzug nach Chiasso mitgemacht hatten. Schinner ließ indessen keine Spur von seiner unangenehmen Entdeckung merken.

Mit ruhiger Unbefangenheit setzte er sich als Jude an ein abgefondertes kleines Tischchen und bestellte Brod und Wein. Die beiden Söldner hatten den neuen Gast sogleich bemerkt und seither nicht mehr aus den Augen gelassen. Sie sprachen heimlich und eifrig zusammen und wechselten bedeutame Blicke. Da wurde Schinner doch unheimlich zu Muth. Rasch trank er seinen Wein aus, bezahlte die Zeche und wollte gehen. Nun aber vertraten ihm die Flüsterer den Weg. „Seh, Mauschel, wir haben was zu schachern,“ sprach der Aeltere in deutscher Sprache, während der Jüngere ihn scharf betrachtete und vom Kopfe bis zu den Füßen maß.

Schinner schüttelte heftig den Kopf und bemerkte :

„Io non parlo la lingua tedesca.“

„Ich zweifle sehr,“ bemerkte mißmuthig der Jüngere, „ich glaube, der Jude versteht uns nur zu gut.“

Indessen hatte der Aeltere eine goldene Kette und ein Armband aus seiner Busentasche hervorgeholt und hielt die Kleinodien dem Juden mit den Worten hin : „Quanto pagate?“ Der Jude streckte seine zehn Finger aus und sagte : „dixi ducati.“ „Pasta! der Handel ist geschlossen,“ sprach der Aeltere und klopfte dem Juden kräftig auf die Schulter. Dieser trat schein zurück und rieb sich jammernnd die Schulter. Dann zog er sorgfältig sein Geldbeutelchen hervor, zählte dem Verkäufer die zehn Dukaten auf die offene Hand, nahm dafür hastig die Kleinodien entgegen und eilte schleunigst aus der Stube, als wenn er das Gekaufte gestohlen hätte. Mißtrauisch sahen ihm die beiden Kameraden nach, während die übrigen Kriegsgesellen laut aufschrien.

Kopfschüttelnd bemerkte der Aeltere : „Ich muß immer nachdenken, wo ich dieses Schelmengesicht schon gesehen habe?“ „Es muß beim letzten Feldzuge hier in Italien gewesen sein?“ fragte der Jüngere.

„Zum Teufel, ja! Jetzt fällt's mir plötzlich ein,“ rief der Aeltere und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser

empor sprangen. „Blendwerk der Hölle, daß ich ihn nicht gleich erkannt. Der Longo ist's! Der Bischof Schinner ist's!!“

„Bei Gott, Hans, ja, Du hast Recht. Der Schinner ist's!!! Den fangen wir. Das gibt ein köstlich Fänggeld.“

Athemlos ramten Beide aus der Stube und dem Flüchtling nach. Aber wieder hatte Schinner einen Vorsprung und um zwei blanke Dukaten einen Fuhrmann gewonnen, der ihn in lausendem Galoppe in kurzer Zeit über die römische Grenze in Sicherheit brachte. Freudig athmete der Verrettete tief auf. Zu wenig Tagreisen erreichte er so-
dann in behaglicher Weise die ewige Weltstadt Rom.

Wie Schinner die prächtigen Kuppeln der zahllosen Kirchen, die stolzen Giebel der fürstlichen Paläste und alle die großartigen Trümmer des alten Roms, von den letzten Strahlen der eben untergehenden Sonne rosig vergolbet, vor sich liegen sah, da schien seine gewöhnliche Gestalt sich noch höher zu heben und verklärte ein stolzes Selbstgefühl seine strengen Züge. „Urbi et orbi!“ * rief er und streckte segnend seine Rechte aus. „Resurgam sicut phoenix! ** Hier soll mein Name in neuem Ruhme und Glanz sich stolz verklären und kühn will ich ihn in der Weltgeschichte unter ihre Sternen schreiben.“ Mit diesen stolzen Gedanken hielt Matthäus Schinner als Jude seinen Einzug in die Residenz des heiligen Vaters der gesammten Christenheit.

Viertes Kapitel.

Neue Würden und Heimkehr.

Wenige Monate nach Schinner's Ankunft in Rom finden wir ihn im rothen Kardinalsgewande in dem mit herrlichen Bildsäulen und Gemälden überreich geschmückten Privatkabinete Papst Julius II. mit seinem hohen Gönner in eifrigem Gespräche.

Alle seine kühnen staatsmännischen Pläne und stolzen Hoffnungen sind in glänzende Erfüllung gegangen. Mit offenen Armen hatte der Papst Schinner empfangen. Mehr als die geistlichen Angelegenheiten seines Hohenprieesteramtes lagen ihm die Weltthändel und der Krieg, die Künste und die Wissenschaften, vor Allem die Erweiterung des Patrimoniums Petri, am Herzen.

Mit der Unterwerfung Venedigs und der Abtretung einiger angrenzender Städte hatte die ewige Lique von Cambray ihren zeitlichen Zweck erfüllt und der Lieblingsgedanke des Papstes, die Vertreibung

* Der stolze Segensspruch des Papstes. Der Stadt und der Welt!

** Ich werde wie der Phönix aus der Asche auferstehen.

der Franzosen aus Italien, trat wieder in den Vordergrund. Für Verwirklichung dieses Zweckes war Matthäus Schinner zur ganz gelegenen Stunde nach Rom gekommen. Er rieth eifrig zu einem neuen Bunde mit Venedig, Spanien und England und reizte auf den Wunsch des Papstes selbst nach dem Inselreiche, um durch die Macht seiner glänzenden Beredsamkeit die bedächtigen Briten zu dem neuen Bunde zu bewegen. Seine Bemühungen blieben indessen erfolglos. Dagegen war es dem Papste gelungen, ein türkisches Hülfsheer gegen die Franzosen aufzubieten und erschien ihm weiter die erprobte Tapferkeit der Schweizer nun geradezu unentbehrlich. Dazu sollte Matthäus Schinner ihm als schlauer Großwerber dienen. Deswegen war es Julius' eifriges Bestreben, den ergebenen Rathgeber aus den Schweizer-Alpen mit starken Banden an die Sache des päpstlichen Stuhles zu fetten und ihm sein Märtyrerthum für denselben dankbar und würdig zu belohnen. Schon im Februar 1511 beehrte er daher Schinner mit der Bischofswürde von Novarra. Als bald nachher König Ludwig XII. von Frankreich und der deutsche Kaiser Maximilian beehuf einer Reform des Papstthums ein Concilium nach Pisa beriefen und bereits mehrere französische Kardinäle für diesen Plan gewonnen hatten, da erließ der Papst die Einladung zu einer allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran zu Rom und beschenkte Schinner mit dem Purpurhute des abgefallenen Kardinals von Capua. Für diese Auszeichnung sollte der neue Cardinal dem Papste die ersuchte Hülfe der Schweizer wieder gewinnen. Zu diesem Zwecke finden wir ihn in seinem neuen Amtsgewande im päpstlichen Kabinete. Der glühende Haß gegen die Franzosen hatte die beiden gleichgesinnten hohen Würdenträger der streitenden Kirche zu vertrauten Freunden gemacht. Feuriger Lacryma Christi perlte vor ihnen in goldenen Bechern und erhöhte die fröhliche Stimmung ihrer Herzen.

„Vivat! die neue heilige Allianz,“ rief der Papst und hob den Becher.

„Vivat!“ entgegnete der Cardinal, kräftig anstoßend. „Vivat! zum baldigen Verderben der verwünchtten Franzosen!“ „Fuori d'Italia, maladetti Francesi!“ ergänzte Julius II. „Dazu, mein schlauer Schweizerfreund, mußt Du mir voraus verhelfen. Ich gebe Dir Charta bianca mit: Geld, Indulgenzen, Ehrentitel, Gnadenfetten und jeden Flittertand, kurz, was uns nur zu unserm Ziele führen kann. Versüße unbedingt über Alles. Nur Eines dinge ich mir aus: Die Hülfe Deiner Schweizer.“

„Der Auftrag ist äußerst schwierig,“ bemerkte nachdenklich Schinner. „Frankreich hat uns weit überflügelt. Im Wallis herrscht mein Todfeind Georg unbedingt. Umsonst hoffte ich ihn durch den Bannstrahl

zu zernichten. Erst suchte er gegen unsere Waffe bei dem Erzbischof von Tarantasia Schutz, der wirklich klagend hieher gelangte. Die Aufhebung des kirchlichen Verbandes zwischen ihm und dem Wallis war die wohlverdiente Antwort. Wohl fühlt sich Georg zwischen seinen Bergen sicher. Dennoch soll er meiner Rache nicht entgehen. Er hat gegen die kirchliche Gewalt gefrevelt. Darum beriefen wir ihn vor den römischen Richter.“

„Er wird nicht kommen und thut wohl daran,“ lachte Julius II. heiter.

„Ich werde ihn zu fassen wissen,“ entgegnete mit Zuversicht der Kardinal. „Dazu bedarf ich indessen eines päpstlichen Auslieferungsbefehles.“

„Sollst Alles haben, was Du nur begehrest, doch mit der Bedingung: daß Du mir die Schweizer verschaffst.“

„Per Baccho! Das ist für mich kein so leichtes Werk,“ entgegnete Schinner. „Vorerst muß ich mir die verlorne Volksgunst wieder zu gewinnen suchen.“

„Mit klingenden Gründen wirst Du diese Dir leicht wieder erkaufen,“ lächelte der Papst. „Point d'argent, point des Suisses, lautet nicht umsonst der Franzosen Sprichwort.“

„Ich hoff' es auch zu vollbringen. Vor Allem aber bedarf's dazu viel Geld und wieder Geld. Dem Zauberklang des blanken Metalles werden allerdings auch diesmal die Schweizerherzen nicht widerstehen können. Mit diesem goldenen Schlüssel werde ich sie für die Sache der heiligen Kirche wieder öffnen.“

„Ich stelle Dir meine ganze päpstliche Kasse zur Verfügung.“

„Ich habe meinen Plan schon ausgedacht,“ bemerkte Schinner. „Durch meine zahlreichen Unterhändler in der Schweiz und im Wallis lasse ich vorerst die Nachricht verbreiten, das versprochene päpstliche Jahrgeld liege bei den Geldwechslern in Venedig bereit, könne aber vor der Hand nicht abgeliefert werden, weil der Kaiser das Geleit verjage. Das wird schon auf die Stimmung günstig wirken. Wie oft haben sich die Schweizer durch leere Worte täuschen lassen und sind doch nimmer klug geworden! Im Geiste hören sie schon des blanken Goldes hellen Klang und meinen, die goldenen Vögel werden bald in ihre Taschen fliegen.“

„Wie Du es anstellst,“ bemerkte lächelnd der Papst, „ist Deine Sache; Du magst die Mittel wählen.“

„Und dieser find noch mancherlei. Wir müssen den frommen Aberglauben schlaue benutzen,“ meinte Schinner. „Ein Banner aus des heiligen Vaters höchst eigener Hand, einen Schlüssel nur hinein

oder einen Schwefel daran, ist leicht auch Goldes werth. Und dann der Titel: „Tapfere Beschützer der heiligen Kirche,“ der hat noch immer Klang.“

„Verlange, was Du willst; es sei Dir gewährt. Ein jedes Mittel muß gut sein, das uns zum Ziele führt.“

„Das Beste bei der Sache ist,“ fuhr Schinner fröhlich die Hände reibend fort, „die Franzosen arbeiten uns selbst in die Hände, und diesen Vortheil müssen wir klug benutzen. Sie können den Ueberfall bei Chiasso nicht vergessen und rächen sich durch kleinliche Reibereien an den schweizerischen Kaufleuten in Mailand.“

Diese haben daheim geklagt und ihre Klagen haben überall ein bereitwillig und lautes Echo gefunden. Noch besser kömmt uns eine weitere Gewaltthat der Franzosen zu Statten. Sie haben drei schweizerische Läufer aufgefangen, Einen von Schwyz, den Andern von Freiburg, den Dritten von Entlebuch. Den Ersten haben sie erkaufte, den Zweiten erstochen und nur der Dritte konnte nach langer Gefangenschaft mit List entfliehen. Der erzählte dann, wie er heimgekommen, mit bewegten Worten, welchen Hohn und Spott die Franzosen mit den schweizerischen Wappentrocken getrieben und sie als eroberte Landeszeichen dem Pöbel preisgegeben. Das hat gewirkt. Der Schwyzerstolz ist empört und ruft zum Kriege. Umsonst hat die Tagsatzung versucht, denselben zu vermeiden, indem sie in Paris Gemüthung verlangte.

Hic Rhodus, hic salta! Ich will die Kriegsflamme fleißig schüren und sie soll zu einem Feuer werden, das Frankreich aus Italien hinausbreunt.“

„Auf diesem Wege, mein feiner Schweizerfreund, wirst Du auch die verlorne Volksgunst wieder finden.“

„Das bin ich überzeugt. Schon jetzt schreiben meine Brüder mir ergötzliche Sachen. Die Aussicht auf das päpstliche Jahrgeld hat schon die Wetterfahne der beweglichen Volksgunst zu meinem Vortheil gewendet. Schon heißt es: Der Schinner ist doch ein Ehrenmann und sorgt für das Wohl seines Landes. Ungeachtet die Walliser ihn gemazet und ihn aus dem Land vertrieben, hat er den heiligen Vater doch bewogen, seinem Versprechen nachzukommen und das angekobte Jahrgeld auszuzahlen. So sind die Pfade mir geebnet. Bin ich erst wieder im Lande und blase mit vollen Backen in die Kriegstrompete, dann wird der Pöbel mir auch wieder Hofiannah rufen.“

„Wohlan, mein treuer Freund,“ sprach, sich erhebend, der Papst, „nun ohne Säumen an das Werk. Du führst es würdig an das Ziel.“

„Drum kehre schon Morgens zurück in die Alpen und mein päpstlicher Segen wird Dich dahin begleiten.“

Mit traulichem Händedruck schieden die hohen Freunde.

Mit dem ersten Frühroth des nächsten Morgens ritt Kardinal Schimmer mit zahlreichem Geleite aus dem Thore Roms den heimathlichen Bergen zu. Wie anders als sein Kommen war sein Scheiden! Damals geächtet und verfolgt, als Schacherjude schmähtlich verkleidet, von Gefahren immerfort bedroht: jetzt zu hohen Würden emporgehoben, gefeiert und geehrt, voll kühner Pläne und voll Zuversicht auf die ersehnte Rache. So hielt er im Hospiz auf dem St. Bernhard wieder seine Einkehr, wo Prior und Konvent ihn feierlich empfingen.

„Ich hab' mein Wort gehalten,“ sprach er zum Prior und schüttelte ihm kräftig die Hand: „Redibo sicut leo.“

„Der Segen Gottes sei mit Ihnen, Eminenz,“ sprach mit tiefem Bückling Vater Augustin. „Sie werden Alles zum guten Ziele führen.“ „Amen!“ stimmten die Mönche alle ein.

Die Kunde von Schimmer's glanzvoller Heimkehr war ihm längst in's Wallis voran geflogen und hatte das Gemüth von Mutter Margaretha mit großer Angst und tiefem Kummer umdüstert. Wohl war ihr Mann nach Schimmer's Flucht im Lande allmächtig gewesen, doch konnte ihr Herz nie so recht sich seines Glanzes freuen. Der geschleuderte Vamstrahl, wenn er auch im Volke nicht gezündet, beängstigte doch ihren kirchlich frommen Sinn und immer mußte sie an Schimmer's Rache denken. Auch ihr Gatte war in der letzten Zeit nachdenklicher geworden. Die treue Liebe eines braven Weibes hat gar scharfe Augen. Der Umschwung der beweglichen Volksstimmung war ihr nicht entgangen. Sie hatte sich in jüngster Zeit von Frankreich und seinen Anhängern abgewendet und neigte sich mit dem neuen Bunde dem Papste und dem in Aussicht gestellten Jahrgelbe zu. Der Purpur des römischen Kardinals hatte die Menge geblendet und es hatte ihrem Stolze geschmeichelt, den ersten Kardinal diesseits der Alpen als Landesfürsten zu besitzen. Das wußte Georg wohl und darum hatte sich der Kummer wie ein Alp auf sein sonst so kühnes Gemüth gelegt. Margaretha suchte den betrübten Gatten mit verständigen und liebevollen Worten aufzurichten. „Georg,“ sprach sie, „halte Dich nur ruhig und lasse vor der Hand der Sache freien Lauf. Es ist nutzlos, gegen den Strom zu schwimmen. Das Klügste ist daher, den Kardinal nicht zu reizen. Der hat jetzt Anderes zu thun, als seine Rache an Dir zu fühlen, und unser Thal ist viel zu eng und klein, um für die Länge ihn festzuhalten. Geh' ihm daher aus dem Weg, dann läßt er Dich auch gewiß in Ruhe.“

„Du täuschest Dich, Margaretha,“ entgegnete Georg düster. „Nachgier erfüllt des Kardinals Gemüth. Er wird wie ein reißendes Thier sich auf mich werfen. Nie und nimmermehr wird er es vergessen, daß ich ihn wie seinen Vorgänger mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt habe. Das wird sein grimmiger Haß mich büßen lassen. Ich seh' es klar vor mir, wie's kommen wird.“ Und so war es auch.

Ueber dem neuen Bunde der Schweizer mit dem Papste hatte Cardinal Schinner die Rache an Georg nicht vergessen, sondern sie mit gewohnter List und Thatkraft an die Hand genommen.

Sogleich nach seiner Heimkehr hatte er Georg als neutrischen Rebellen in Bern verklagt, wo derselbe das Bürgerrecht besaß. Der Rath von Bern hatte die Klage des Kardinals begründet gefunden, Georg das Bürgerrecht entzogen und dagegen Schinner als Bundesverwandten seine Hülfe zugesagt. Auf diesen Erfolg gestützt, kehrte der Cardinal ruhig in's Wallis zurück und nahm, überall durch das Unterwallis hinauf feierlich empfangen, von der bischöflichen Residenz in Sitten wiederum Besitz. Sein prophetisches Wort war erfüllt. Wie der Phönix aus der Asche, so war er aus dem Gewande des Ausfäjigen zu dem Purpur des Kardinals erstanden.

Den nächsten Tag schon nach der feierlichen Besitznahme der landesherrlichen Gewalt erschien der Gerichtsdiener in Georg's Haus und berief ihn vor das Zehengericht von Leuck, um sich daselbst wegen hochverrätherischen Untrieben zu verantworten.

„Willst Du der Berufung Folge leisten?“ fragte besorgten Blickes Frau Margaretha.

„Nein, liebe Frau,“ entgegnete kopfschüttelnd Georg, „das fällt mir gar nicht ein. Das wäre freilich Schinner sehr erwünscht, wenn ich mich selbst in seine Hände liefern würde.“

„Nun denn, was willst Du thun?“

„Ich werde meine Freunde schicken. Die sollen Schinner rundweg erklären, ich gedenke die Selbstständigkeit der obern Zehen zu wahren und bischöflichen Anmaßungen auch ferner zu widerstehen.“

„Er wird Dich gewaltsam holen lassen,“ meinte Margaretha.

„Das wird er klüglich bleiben lassen. Es würde zu blutigen Köpfen führen und die liebt Schinner nicht.“

„Bedenke, Mann, wie viel Blut der Cardinal schon vergossen. Ihn schmückt mit Recht der rothe Henkermantel. Flieh' lieber aus dem Land, wenn Du nicht sicher bist.“

„So weit ist es noch nicht. Sei ruhig und lass' mich machen.“ Damit schritt Georg entschlossen aus der Thür. Eine Stunde später baten Georg's ältester Sohn, Franz, der Domdekan von Valeria,

und sein Schwager, Anton Lehner, der Kastellan von Brieg, auf der bischöflichen Burg Mayoria den Landesfürsten um Gehör. Es wurde gewährt. In reich vergoldetem Lehnstuhl und in voller fürstlicher Pracht empfing mit strenger Miene der Kardinal die Abgeordneten.

„Ihr habt Gehör verlangt,“ fuhr er sie ungnädig an, „was soll's?“

„Hochgnädiger Herr,“ begann der Dekan mit tiefem Bückling, „wir sind von meinem Vater abgeordnet, um Euch zu erklären, daß er Euerer gerichtlichen Vorladung nicht Folge leisten kann.“

„Wie? Wagt es der Vermwegene, dem Machtgebote seines Landesherren Troß zu bieten?“

„Er verlangt nur ein unparteiisch, gerecht Gericht,“ bemerkte Lehner.

„Ein unparteiisch, aber gerecht Gericht soll der Rebell in Leud auch finden. Bis morgen hat er sich unumwunden zu erklären, ob er der Gerichtsvorladung gehorchen will. Geschieht es nicht, dann fassen ihn meine Schergen mit Gewalt und gebe ich sein Haus der Plünderung und Zerstörung preis.“ Darauf winkte er mit der Hand den Boten, daß sie entlassen seien. Sie entfernten sich mit tiefer Verbeugung.

Georg folgte der Vorladung nicht.

Da wollte Schinner wirklich aus seiner Drohung Ernst machen. Aber die Schergen weigerten sich entschieden, den hartherzigen Befehl auszuführen. Sie hegten eine aufrichtige Verehrung für den erst noch allgewaltigen und beliebten Volksführer und mußten wohl, daß sie bei der Vollstreckung des Befehles blutige Köpfe und Beulen, aber keine Beute und noch weniger Ehre gewinnen könnten.

Die Weigerung der Soldaten empörte Schinner auf's Höchste. Er sah indessen wohl ein, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangen konnte. Die Sache mußte anders angegriffen werden. Schlausien der neue Weg ausgedacht zu sein. Ein Volksgericht sollte den Volksmann feierlich verdammen. Zu diesem Zwecke wurden die Landes-Abgeordneten in die bischöfliche Residenz Mayoria einberufen. Pfllichtschuldigst fanden sich dieselben auf dem Reichstag ein. Umgeben von seinen drei Brüdern, den fürstlichen Beamten und zahlreicher Dienerschaft, hatte Schinner in voller Kardinalswürde den Reichstag eröffnet und durch den Fiskal den Beklagten vorladen lassen. Da trat wieder Franz, dessen ältester Sohn und Dekan des Kapitels, vor und sprach mit Würde:

„Hochwürdiger Landesfürst! Hochachtbare Richter!
Mein Vater sendet mich, vor diesen Schranken für ihn das Wort
zu führen, der Klage Rede zu stehen und die Vertheidigung zu über-
nehmen.“

Während dieser Worte hatte Kardinal Schimmer sich rasch erhoben.
Gewaltig war seine Stirnader geschwollen und grimmig zogen sich seine
Braunen zusammen, während drohende Blicke aus seinen funkelnden
Augen sprühten.

„Genug des Trostes,“ hob er mit vor Zorn bebender Stimme
an. „Kein Wort mehr weiter. Der Sohn ist seines Vaters würdig.
Auf, Soldaten, fasset ihn und werft den Rebellen in den Kerker.“

Diesmal gehorchten die Schergen willig, weil keine Gefahr zu
bestehen war. Franz wurde abgeführt. Eine kurze feierliche Pause
folgte, während die Abgeordneten voll Schrecken sich gegenseitig und
dann den vor Zorn erbebenden Landesherrn anblickten. Dann fuhr
der Kardinal mit scharfer Stimme wieder fort:

„Ihr habt gesehen, was hier begegnet ist. Nehmt Euch ein
warnend Beispiel dran. Ich bin fest entschlossen, der Schlange der
Empörung mit meinem fürstlichen Fuße den Kopf zu zertreten. Dazu
müht Ihr mir verhelfen. Ihr müht den Georg Superfaj verdammen.
Wenn Ihr es thut, so ist es gut. Doch erdreht Ihr Euch, meinem
Willen Euch zu widersetzen, so lasse ich Euch alle ohne Erbarmen durch
die Fenster über die Felsen hinunter werfen, wie es Bischof Witschard
einst geschehen ist.“

Furcht und Entsetzen sprach aus den erblaßten Zügen der meisten
Abgeordneten und ihre Blicke irrten unstät nach den offenen Fenstern,
durch die man in großer Tiefe das langgestreckte Rhonethal erblickte.

Aber furchtlos erhob sich der greise Schwiegervater Georg's, der
würdige Ammann von Glis, und sprach: „Nein, nie und nimmer-
mehr soll es geschehen! Nie werden wir als gerechte Richter den Un-
geklagten ungehört verdammen. Nicht wahr, Ihr Abgeordneten des
Landes.“

Stumm erhoben sich diese zögernd von den Sätzen und nickten
schüchtern Beifall.

„Wohlan denn!“ fuhr der Bischof rasch entschlossen fort. „So
weiß ich einen noch kürzern Weg. Kraft besonderer Vollmacht des
Papstes, die in meinen Händen liegt, berufe ich den Georg Superfaj
vor das geistliche Gericht.“

Damit verließ er ohne weiteren Gruß den Saal. Langsam folgten
ihm die Abgeordneten des Landes.

Fünftes Kapitel.

Verbannung, Gefangenschaft und Rettung.

Wenige Tage nach dem Rechtstag auf Mayoria finden wir Georg mitten im Kreise seiner zahlreichen Familie reisefertig. Er hatte sich überzeugt, daß gegenüber der Gewaltthätigkeit des Kardinals Schinner für ihn im Wallis kein Recht mehr zu finden war.

Es blieb daher nichts anderes mehr übrig, als das Recht außerhalb den Grenzen des Heimatlandes zu suchen, oder dann zum Aeußersten, zum blutigen Bürgerkriege zu schreiten. Von dieser schrecklichen Geißel sein Vaterland zu verschonen, für dessen Freiheit und Rechte er bisher muthig gekämpft, zog Georg die freiwillige Verbannung auf unbestimmte Zeiten mit ruhiger Ergebung vor.

„Seid nur getroßt,“ hub er die Seinen tröstend an. „In Bern und bei der Tagssatzung hoffe ich mein gutes Recht zu finden.“

„Wie darfst Du, lieber Mann, in Bern noch Recht erwarten, nachdem es Dir das Bürgerrecht gekündet hat?“ wendete Margaretha bedenklich ein. „Und bei der Tagssatzung ist Schinner's Einfluß gewichtiger denn je geworden, seit er mit der Aussicht auf das päpstliche Jahrgeld und auf die goldenen Vortheile des neuen Bundes die Herzen der Franzosengegner in der Schweiz aufs Neue geködert hat.“

„Bern ist gerecht,“ entgegnete Georg, „und verweigert sein Recht niemals dem Bedrückten; und bei der Tagssatzung findet ein gerechtes und wahres Wort auch seinen guten Ort.“

„Nach Deinem Weggang ist die Familie wehrlos der Rache des Todfeindes preisgegeben,“ jammerte die Mutter.

„Hier steht mein treuer Schwager, hier Franz und Kaspar, die erwachsenen Söhne. Sie werden Dich und die Kinder mit Mannes-muth beschützen. Und das Walliservolk wird es nicht vergessen, daß ich für seine köstlichsten Güter den Kampf gegen den Bischof geführt.“

„Der Weggang Georg's wird Schinner's Rache mäßigen,“ meinte Lehner.

„Die heilige Pflicht der Dankbarkeit wird sich in seinem Herzen regen und Schonung gegen die Schuldlosen predigen,“ fügte der würdige Dekan bei.

„Ich vermag es nicht zu hoffen. Des Schinner's Rache wird Dir auch in die Ferne folgen,“ meinte die bekümmerte Mutter.

„Ich kenne meinen Feind und werde mich vor ihm zu schützen wissen.“

„Ich sehe es mit Euch Allen ein,“ sprach Margaretha, die Mutter, „daß die Flucht das einzige Mittel ist, um das Schlimmste, den Bürgerkrieg, zu vermeiden. Darum, Georg, muß ich Dich gehen lassen. Dennoch ist mir das Herz so schwer, als stände schweres Unglück uns bevor, ganz so wie an jenem Unglückstag, da ihr die Mazze gegen Schinner aufgerichtet.“

„Gerüstet harret der Freunde Schaar,“ sprach abbrechend Lehner. „Wir geben Dir bis an die Grenze ein offenes und sicheres Geleite.“

„So laßt uns in festem Gottvertrauen scheiden,“ sprach Georg, seine treue Gattin herzlich nmarmend und küssend. Lange hing sie unter Thränen an seinem Halse. Dann riß sie sich gewaltfam los und sank in einen Lehnstuhl. Der Vater segnete und küßte tief bewegt jedes seiner Kinder und eilte dann mit schnellen Schritten hinaus. Ihm nach die treuen Begleiter und Peter, der alte treue Knecht, der in der Familie schon ein halbes Jahrhundert Freud und Leid getheilt.

Weilgeschwind kam die Kunde der Entweichung zu des Bischofs Ohren.

„Also doch entwischt!“ sagte Kaspar Schinner und sah den Bruder fragend an. „Das durchkreuzt uns den wohlervogenen Plan.“

„Laß' ihn nur fliehen. Er entgeht mir nicht. Mein Arm wird ihn auch in der Ferne fassen. Er wird sich nach Freiburg und Bern wenden und dort Hülfe suchen. Wir wollen es ihm wehren. Sogleich mach' Dich bereit, ihm auf dem Fuß zu folgen. Hier hast Du ein päpstliches Auslieferungsbegehren, das ich mir für diesen Fall vorsorglich ausgewirkt. Du wirst es bei passender Gelegenheit klug gebrauchen können. Ich gebe Dir sodann an einflußreiche Gefinnungs- genossen weitere Briefe mit. Rasch spute Dich, in einer halben Stunde mußt Du von dannen reiten.“ Kaspar eilte fort. Der Cardinal setzte sich an den Schreibtisch und ließ der flüchtigen Feder un- gehenmten Lauf.

Mit Briefen und Verhaltensmaßregeln wohl versehen, eilte vor Ablauf einer halben Stunde Kaspar Schinner dem Flüchtling nach. Dieser hatte seinen Weg durch das Waadtland nach Freiburg im Uechtland eingeschlagen.

Es war am Vorabend vom St Mauritiusstage 1511 und die herbstlich frühe Nacht bereits hineingebrochen. Ein langgestreckter Nebelstreif lag über dem Fluß der Saane unten im Thale. Vom Hochgericht herab ließ sich noch verspätetes heiseres Rabengeträchze hören. Auf müdem Rosse ritt Georg mit Peter der erschuten Stadt Freiburg entgegen. Immer mußte er an die zurückgelassene Familie

denken. Wohl hat er sie wegen der Rache Schinner's getröstet, aber in Wahrheit vermochte er selbst nicht an den Trost zu glauben.

Plötzlich schent sein Pferd zurück und thut einen Seitensprung: eine schwarze Kaze war über die Straße gesprungen und hatte das Pferd erschreckt.

Peter schüttelte bedenklich sein silberweißes Haupt und murmelte für sich:

„Das ist ein schlimmes Zeichen. Das bedeutet Unglück.“ Bald klopfen die Reisenden an das geschlossene Stadthor. Der Lütiner der Stadtwache öffnete die Pforte und leuchtete mit seiner Laterne den Reitern entgegen.

„Gott's Wunden,“ rief er freudig aus, „Ihr hier, Georg Susperfar, mein wackerer Kriegskamerad! Seid herzlich mir willkommen in Freiburg's Mauern!“

„Habt Dank, Franz Perret. Mich freut es, Euch zu sehen.“ Herzlich schüttelten die Kriegskameraden sich die Hände. Sie hatten in der heißen Schlacht bei Agnadel neben einander mit Auszeichnung gefochten und stets gute Kameradschaft gehalten.

„Kömt Ihr mir sagen,“ frug Georg, „ob Wilhelm Arsent gegenwärtig in der Stadt und bei seinem Vater, dem Altschultheissen ist?“

„Ihr trefft den künftigen Tochtermann im väterlichen Hause.“

„Wollt Ihr mir seine Wohnung bezeichnen?“

„Ihr steigt im Falken ab in der Lausannestraße. Dort wird der Hausknecht Euch die Wohnung ganz in der Nähe weisen.“

Die Reiter ritten weiter und stiegen im Falken ab. Denselben Abend noch ließ Georg sich beim Altschultheissen Arsent und dessen Söhne melden. Der Letztere hatte ebenfalls den Feldzug nach dem Welschland mit Georg mitgemacht, nachher auf der Heimkehr dessen jüngere Tochter Gertrud lieb gewonnen und um ihre Hand gewonnen. Mit der Väter Einwilligung war das Paar verlobt, und nächsten Frühling sollte die Hochzeit gefeiert werden. Gerade damals bekämpften sich Franzosenfreunde und -Feinde in der Stadt Freiburg mit großer Hestigkeit. An der Spitze der erstern stand Altschultheiß Franz von Arsent, Ritter des heiligen Grabes, Schwiegersohn des mächtigen Schultheissen Wilhelm von Dießbach in Bern. An der Spitze der Franzosenfeinde kämpfte Peter Falk, der Berner der Republik, ein alter Kriegsmann und ein eifriger Freund des Kardinals Schinner und des Papstes. Vermöge seiner Amtswürde übte Berner Falk eine gewisse Aufsicht über die Regierung, und da das Volk in seiner Mehrheit als päpstlich gesinnt auf seiner Seite stand, so gestattete sich die Aufsicht zu einer eigent-

lichen Diktatur. Zugleich war er des Schultheißens Arsent persönlicher Gegner und lauerte eifrig auf sein Verderben. Mit banger Besorgniß hatte darum der vorsichtige Altschultheiß die Ankunft Georg's in Freiburg vernommen. Die Kunde war ihm vorangeeilt, daß er sich vor Schinner habe aus dem Lande flüchten müssen. Hier in Freiburg war er nicht sicher und durfte daher auch nicht länger bleiben. So war es klar vor Arsent's Seele, als er im Kreise seiner zahlreichen Familie noch in später Abendstunde den Verbannten auf's herzlichste empfing.

Nach gegenseitiger traulicher Begrüßung theilte der Altschultheiß seinem Freunde offen seine Furcht und Sorge mit und fragte:

„Hat Dich in unserer Stadt Niemand erkannt?“

„Ja doch, der Lütiner am Thor, mein Kriegskamerad Perret hat mich begrüßt.“

„Der ist auf unserer Seite. Doch ist hier Deines Bleibens nicht. Wirst Du vom Falk entdeckt, so bist Du auch verloren. Der Schlag, den er gegen Dich führt, soll gleichzeitig auch mich treffen. Darum rathe ich Dir, so schnell als möglich unserer Stadt wieder den Rücken zu kehren.“

„Sei unbesorgt,“ beruhigte Georg. „Sobald am frühen Morgen das Stadthor geöffnet ist, verlasse ich Eure Stadt und reise Bern zu. Dort hoffe ich Recht zu finden.“

„Mein künftiger Schwiegervater,“ fiel Wilhelm von Arsent ein, ich werde Euch hinbegleiten und zum Großvater führen.“

„Ich gebe Dir ein Schreiben an ihn mit,“ sagte der Altschultheiß.

„Und ich viel tausend warme Grüße,“ fügte mit holdem Lächeln dessen Gattin Wilhelmine bei, eine stattliche Dame voll Anmuth und Würde.

„Nehmt meinen besten Dank für so viel Freundschaft,“ sprach Georg gerührt. „Doch nun ist es Zeit zu scheiden.“

In diesem Augenblick ertönte mit großer Heftigkeit der eiserne Klopfer an der Hausthür. Erschrocken blickten alle Anwesenden einander an. „Was soll das sein? Gewiß was Außerordentliches zu solcher ungewohnter Stunde,“ sprach leicht erblassend die Frau des Hauses.

Da trat R a i m o n d , der alte Diener ein und meldete: Der Lütiner Perret wünscht Euer Gnaden dringendst sogleich zu sprechen. Ein Geschäft von größter Wichtigkeit verlange es. Es leide keinen Aufschub.

„Sehr sonderbar,“ sprach nachdenklich Franz von Arsent. „Er möge kommen.“

In großer Aufregung trat Perjet ein.

Schultheiß Arsent ging ihm entgegen und fragte: „Ist Eure Botschaft an mich allein, so bitte ich Euch, mir in das Kabinet zu folgen.“

„Sie geht hier unsern Freund an,“ entgegnete Perjet auf Georg deutend, „und damit Euch Alle. Euch droht Gefahr. Vernehmet: Gleich hinter Euch kam ein Fremder angeritten und fragte nach Euch; er hätte gar Wichtiges zu berichten. In guten Treuen meinte ich, es sei gewiß ein treuer Freund von Euch und sagte, er werde Euch bei Schultheiß Arsent treffen. Darauf lachte er mir höhnisch in's Gesicht und wollte von dannen reiten. Darüber erbozt, fragte ich ihn amtsgemäß nach seinem Namen. „Ich bin Kaspar Schinner, der Bruder des Kardinals von Sion,“ betonte er giftig und ritt weiter, schnurstracks zu der Wohnung des Benners Falk hinüber. Wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen. Euch droht ein Streich. Nehmt Euch in Acht, Freund Georg.“

„Habt Dank, mein braver Kriegskamerad, für diesen Freundschaftsdienst,“ entgegnete Georg gerührt und reichte Perjet die Hand.

„Du mußt noch diese Nacht von hinnen,“ entgegnete ängstlich der Altschultheiß.

„Ich werde Euch unfehlbar begleiten und Euer Führer sein,“ setzte Wilhelm von Arsent eifrig bei.

„Ihr sollt zur Flucht das Lausanne-Thor offen finden,“ gelobte Perjet.

„Wir drehen dem schlauen Kardinal doch eine Nase,“ spottete Wilhelm von Arsent.

Da plötzlich, leichenblaß, am ganzen Leibe zitternd, stürzte der treue Raimond wieder in die Stube und stammelte: „Das Haus ist rings — von Häschern — umstellt. Der Benner ist dabei und ein fremder Mann aus dem Wallis Falk verlangt auf der Stelle Einlaß in das Haus — sonst werde er Gewalt gebrauchen.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie entsetzt der greise Altschultheiß, und schlug die Hände jammervoll zusammen. „So ist es schon zu spät, und trifft uns Beide ein Doppelschlag. Hier hilft kein Widerstand. Geh, Raimond, öffne sogleich die Hausthür. Und Ihr, Freund Perjet, tretet in mein Kabinet, damit Euer Hiersein Euch keine Unannehmlichkeit bereitet.“

Perjet schlüpfte eiligst durch die Thür.

„O, meine Ahnung,“ seufzte Wilhelmine. „Darum war mir heut' den ganzen Tag das Herz so schwer.“

„Beruhigt Euch, theure Freunde,“ sprach Georg in ruhiger Fassung. „Ich hoffe auch in Freiburg mein gutes Recht zu finden, das ich eben in Bern erst suchen wollte.“

Zahlreiche Schritte nähten sich der Thür. Sie wurde rasch geöffnet und herein traten Venner Falk, mit gewichtiger Amtsmiene in den strengen Zügen. Hinter ihm Kaspar Schinner und sechs Häfcher. Weinend erhoben sich die kleinen Kinder und die Töchtern des Hauses und eilten wie eine Schaar aufgeschreckter Schafe schüchtern in eine Fensternische. Des Venners fester Blick haftete ernst auf Georg und dann fragend auf Kaspar Schinner. Dieser nickte und flüsterte: „Er ist's!“

Da trat Falk rasch auf Georg zu und sprach: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch, Georg Superjar.“

„Wer gibt Euch die Gewalt hiezu?“ fragte vortretend mit ruhiger Würde der Altschultheiß.

„Ein Auslieferungsbegehren des heiligen Vaters in Rom. Hier sind Siegel und Unterschrift.“ Er wies es Franz von Arsent.

„Im Namen der Republik von Freiburg verwahre ich mich gegen solches Unterfangen. Wer Recht sucht, soll es in unserer freien Stadt auch finden.“

„Ich klage wider Superjar,“ sprach Kaspar Schinner, „und gebe mich selbst in's Recht gefangen.“

„Ich nehme Euer Anerbieten an und fordere den Gefangenen auf, mir ohne Widerrede zu folgen, wie es das Gesetz befiehlt.“

„Ich büрге für ihn mit Ehre, Gut und Blut. Laßt ihn auf Ehrenwort bei mir gefangen sein,“ erklärte der Altschultheiß.

„Das geht nicht an, der Kläger und der Beklagte haben das gleiche Recht.“

„Wo führt Ihr ihn denn hin?“ drängte Franz von Arsent ängstlich.

„In den Schelmenthurm,“ antwortete der Venner trocken.

„Den Sieger von Aquado, den Kastellan von Sitten in den Schelmenthurm,“ fuhr Wilhelm von Arsent ergrimmt empor. „Zu solcher Grausamkeit seid Ihr nicht berechtigt.“

„Das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort,“ versetzte Peter Falk. „Glaubt Ihr das Recht durch mich verletzt, so mögt Ihr bei dem Rathe klagen. Jetzt keine weitere Widerrede.“

Dann wandte sich der Venner mit ritterlicher Höflichkeit zu Wilhelmine, die in tiefer Gemüthsbewegung in einen Lehnstuhl gesunken

war, und sprach mit tiefer Verbeugung: „Verzeihet, wohlbede, gnädige Frau, wenn ich zu so ungewohnter Stunde in so unangenehmer Weise die Ruhe Eures häuslichen Kreises habe stören und die Pflichten ritterlicher Höflichkeit hintansetzen müssen. Wo die Pflicht des Amtes gebietet, muß die Rücksicht des Ritters weichen.“

„Mein Herr,“ entgegnete Wilhelmine mit scharfer Betonung und stolzer Würde, „ich sehe hier den Fall der Nothwendigkeit gar nicht vorhanden, der Euch berechtigten konnte, in solch unerhörter Weise wie gegen Räuber und Mörder in's Haus zu brechen, und alle Regeln der Sitte und Ritterlichkeit mit Füßen zu treten. Ich muß es tief bedauern, daß übertriebener Amtseifer oder Leidenschaft Euch zu einer so unwürdigen That verleiten konnte, die Gesetz und Recht, wie Ritterwürde höhnt.“

„Euer Urtheil ist sehr scharf, wohlbede Frau, doch kann es mich nicht treffen. Als Ritter des heiligen Grabes hab ich meine Pflicht gethan. Mein Eid verpflichtet mich, die heilige Kirche gegen ihre Feinde zu beschützen und des Papstes Befehl den schuldigen Gehorsam zu leisten. Das ist nun hier geschehen und darum habe ich auch meine Ritterpflicht erfüllt und kann ich mich über unverdienten Tadel trösten. Doch enden wir nutzlosen Streit, und gestattet mir, Euch möglichst schnell von meiner unangenehmen Gegenwart zu befreien. Herr Kastellan, laßt uns gehen!“

„Ich füge mich der Gewalt, aber verwahre feierlich das gute Recht, das ich in Freiburg sicher zu finden hoffe,“ sprach Georg fest und ruhig. „Nehmt Alle meinen Dank für Eure warme Theilnahme und Freundschaft. Der Gott der Väter ist mein fester Schutz und Hort. Er wird mich auch im Schelmenthurme nicht verlassen. Er kann mir wie dem Apostel Paulus einen Rettungsendel senden.“ Damit umarmte und küßte er den greisen Altschultheiß, sowie Wilhelm, dessen Sohn, und reichte der Mutter und den Kindern seine Hand.

Die Häfcher auf des Venners Wink traten heran und legten Georg an Händen und Füßen schwere Fesseln an. Ruhig ließ es der fühne, starke Mann geschehen und schritt dann fest und stolz hinaus. Ihm nach die Häfcher, Falk und Schinner.

* * *

Drei lange Tage hatte Georg in dem scheußlichen Kerker des Schelmenthurms geschmachtet, während Kaspar Schinner in sehr annehmbarem Gewahrsam auf dem Rathhause gehalten wurde. Da kam der mächtige und in Freiburg sehr einflußreiche Graf Greierz vor

Rath, und seiner eifrigen Fürbitte gelang es, einstweilen bis zu des Kardinal Schimmer's persönlicher Ankunft den Gefangenen aus dem entehrenden Kerker ebenfalls auf das Rathhaus zu versetzen. Aber diese Vergünstigung war nur von kurzer Dauer.

Mit Blitzschnelle hatte die Kunde von der Gefangennehmung Georg's ihren Weg in's Wallis gefunden und dort die verschiedenartigsten Gefühle wachgerufen.

Oben in der bischöflichen Residenz begrüßte Kardinal Schimmer sie mit unverholener Schadenfreude. „Wohlan, Georg Superfaj, jetzt bist Du in meiner Hand,“ rief er, mit racheglühendem Angesicht sich hoch emporrichtend. „Dein Spiel ist aus. Dein Leben ist verwirrt. Zum heilsamen Schrecken Deiner Freunde soll meine Rache Dich zermalmen.“

Den selben Tag noch reiste der Kardinal nach Freiburg ab, um seinen blutigen Racheplan ohne weitrn Verzug in's Werk zu setzen.

Im Palaste des Kastellans von Sitten hatte dagegen die Hiobspost laute Klage und Jammer verbreitet.

Weinend umstand die große Kinderschaar die liebevolle Mutter, in deren abgehärmten Zügen der Kummer treuer Liebe schon seine tiefen Furchen gegraben hatte. Aber eben diese treue Liebe verlieh dem schwachen Weibe plötzlich Heldenstärke. Auf einmal stund der Entschluß in ihrer Seele fest, nach Freiburg zu gehen und Leib und Leben dran zu wagen, den Gatten und Vater aus dem Kerker zu befreien. Sie theilte ihren Entschluß den Kindern mit, die ob solchem Wagniß erstaunten.

„Ich geh' mit Dir, Mutter,“ rief voll muthiger Begeisterung Gertrud. „Mein Wilhelm hilft uns ganz gewiß zu dem Befreiungswerke.“

„Ich werde Euch als männlicher Schutz begleiten,“ sprach schüchtern Joseph Schinner. „Nicht wahr, Margaretha, Du bist damit einverstanden?“

Margaretha, die Tochter, schaute mit bedenklichem Blicke auf ihre beiden kleinen Kinder, und reichte tief ergriffen Mutter und Schwester die Hand, zuletzt auch ihrem Gatten, den sie ernstlich warnte:

„Joseph, nimm Dich vor Deinem Ohme wohl in Acht. Schon vor einer Stunde ist er von Mayoria weggeritten. Er wird nach Freiburg reisen, um seinen Racheplan gegen den lieben Vater durchzusetzen. Begegnest Du ihm dort, so wird er auch Dich die ganze Wucht seiner wilden Rache fühlen lassen. Darum noch einmal, nimm Dich wohl in Acht.“

„Ich kenne ihn,“ beschwichtigte Joseph, „und werde mich seiner zu erwehren suchen.“

Noch denselben Tag bei schon vorgerückter Nachmittagszeit verließen die drei Reisegefährten Sitten, um nach Freiburg zu eilen.

Da der Weg durch das Unterwallis wegen der dortigen eifrigen Parteigänger des Bischofs nicht sicher war, so sah die Reisegesellschaft sich genöthigt, den Bergpaß über den in so vorgerückter Jahreszeit doppelt beschwerlichen und gefährlichen *Sanetsch* einzuschlagen. Hinauf bis zu dem kleinen Bergdörfchen *Comona* begleiteten sie die Kinder und nahmen dann unter Schluchzen und Thränen Abschied. Durch schöne Wiesen und Güter stieg der Pfad immer steiler zu einer öden Schlucht empor, in der eine malerische Kapelle den Wanderer zum Beten einladet. Schon war die Nacht längst hereingebrochen und hatte ein wogendes Nebelmeer sich über dem langgestreckten Walliserthal gelagert, als sie den kleinen Bergweiler *Fontana* erreichten, wo sie bei der befreundeten Familie *Condamin* ein gastfreundliches Unterkommen fanden. Besonders herzlich empfing sie Peter, der älteste Sohn des Hauses, ein kühner Gemsjäger, einst Kriegsgefährte *Georg's* und sein eifriger Parteigänger, der auf die holde *Roja*, eine jüngere Tochter desselben, sein Auge geworfen hatte.

Mit der lebhaftesten Theilnahme hatte Peter den kühnen Rettungsplan der Drei vernommen und sich angeboten, sie über den gefährvollen Bergpaß hinüber bis nach *G'steig* im Saanenthal zu begleiten. Mit Dank nahmen die Reisenden das dienstfertige Anerbieten des treuen Freundes an und lange besprachen sie sich noch über die nächste Zukunft.

„Ist *Georg* frei,“ sprach Peter eifrig, „dann wollen wir dem Kardinal zum zweiten Mal den Weg aus unserm Lande weisen, wie es die Väter dem Baron nicht anders gethan.“

„Es werden schlimme Zeiten kommen,“ seufzte die alte Mutter *Condamin*, und faltete wie zum Gebete ihre Hände.

„Mit den Muthigen ist das Glück,“ warf *Gertrud* ein. „Das Recht des Volkes ist auf unserer Seite.“

„So ist's,“ bekräftigte Peter. „Drum laßt uns nur froh und muthig sein. Ergeht der Sturm durch's Land, so soll *Georg* seine Freunde finden.“

„Gott gebe es!“ fügte Mutter *Margaretha* mit leisem Seufzer zu. „Doch, schon ist es spät geworden, und müssen wir morgens vor der Sonne wieder auf dem Wege sein.“ — Auf düstigem Bergheu fanden sie ihr reinliches Lager hergerichtet. Aber die Aufregung der Gemüther ließ sie lange den Schlaf nicht finden. Der Strahl

der Sonne fand sie schon wieder auf dem Marsche. Da die Alpen bereits verlassen waren, so hatte Peter sich mit gedörrtem Gemsefleisch, steinhartem Brod, Käse und Wein wohl versehen, weil sie viele Stunden in der wilden Bergeseinsamkeit zu wandern hatten, bevor sie endlich wieder die erste menschliche Wohnung erreichten. Lange und mühsam stiegen sie die steilen Felsen von Cortabessa hinan. Tief unter ihnen rauschte die schwarze graue Morge im schauerlichen Abgrund. Dann folgten sumpfige Moo-gründe und dichter Alpenwald mit riesigen, hundertjährigen Fichten, an deren knorrigen, tief gesenkten Aesten der silberweiße Tannenbart bis an den Boden herabhäng. Endlich waren die Alpenhütten von Clarey erreicht. Bei der ersten derselben wurde Halt gemacht. Sie war nur durch einen kunstlosen, hölzernen Riegel verschlossen, damit der einsame Wanderer gegen die Unbilden eingetretener schlechter Witterung zu jeder Zeit ein schützend Obdach finden konnte. Sogleich hatte Peter ein lustig Feuer in der Esse angezündet, an welchem die frierenden Frauen sich behaglich erwärmten. Trefflich ließen sie sich das einfache Mahl zu dem feurigen Walliserwein schmecken, während der Führer manch gefahrvolles Jagdabenteuer erzählte. „Dort drüben am Arbelhorn, bei jenem Wechsel zwischen den schroffen Schieferfelsen, habe ich den schlaun Rufelbock geschossen, dessen schmachhaftes Fleisch wir hier genießen. Lange hat er aller Jägerlist getrotzt. Da bin ich auf allen Vieren dort unter dem Winde zu jener Lucke hinangetrochen. Er weidete allein tief unter meinen Füßen und hob jeden Augenblick den Kopf, um sorglich nach allen Seiten auszulugen und die drohende Gefahr schlau auszuwittern. Kaum konnte ich das Gewehr soweit heben, daß ich sein linkes Auge auf's Korn nehmen konnte. Ich zielte scharf und drückte los. Hoch auf sprang das Gratthier, aber brach dann sogleich todt zusammen. Viel Mühe und Schweiß hat's mich gekostet, bis ich der Beute habhaft werden konnte.“

„Ist doch ein gefahrvoll Ding um das Gemsejägerleben,“ meinte Gertrud.

„Ja wohl,“ bemerkte Margaretha, „bedenkt Ihr nicht, mein Freund, daß Euer Vater auf der Gemsejagd den Tod gefunden hat?“

„Das sichts mich wenig an, so wenig wie hundert Andere, die sich nicht bedenken, in's Bett zu gehen, weil ihr Vater im Bett gestorben. Doch seht, die Sonne steigt rasch empor und mahnt zum Aufbruch, denn unser Tagesmarsch ist noch weit und mühsam.“

Sie pilgerten weiter. Eine herrliche Aussicht in das Stendaz- und das Herinisthal und auf den gewaltigen Kranz der Eiszinnen vom thurmartig emporsteigenden Matterhorn bis hin zum fernen

Montblanc öffnete sich bald vor ihren erstaunten Blicken. Vorbei an den verlassenem Sennhütten von Champfleuri stiegen sie zur „grande croix“, einem großen mit grauen Flechten dicht überwachsenen hölzernen Kreuz hinan, und erreichten endlich 6916 Fuß über dem Meere die Paßhöhe.

Ueber Schnee und kahle Felsenplatten pilgerten sie nach dem obern Walliser-Staffel hinab, einer prächtigen Alpweide mit den seltensten Alpenpflanzen, über der das Schlauch-, Stelli- und Sanetschhorn kühn sich zum Himmel erheben, und ein Quellenarm der Saane in schönem, bogenförmigem Wasserfalle von schwindelnder Höhe herabstürzt. Weiter führte der Paßweg sie in vielfachen Windungen durch einen kraterartigen Kessel, und endlich war das friedliche Bergdorf Gsteig im obern Saanenthal erreicht. Hier nahm der treffliche Führer mit herzlichem Glückwünschen zum Gelingen des gewagten Rettungsplanes Abschied.

Durch das mit Häusern und Berghütten freundlich belebte grüne Saanenthal führte der Weg die Wanderer in drei Stunden nach Saanen, dem hübschen Hauptorte des Thales, dessen stattliche Kirche ihnen sehr malerisch von einem Felsenhügel herab entgegenwinkte. Schon war der Abend hereingebrochen und mahnte die friedliche Betglocke zur Ruhe. Die müden Wanderer beschloßen daher, in Saanen über Nacht zu bleiben. In dem hübschen, hölzernen Landhause, mit den Namen der Wirthsleute und des Baumeisters und sinnigen Sprüchen zierlich geschmückt, fanden sie freundliche Aufnahme bei den gemüthlichen Bewohnern und aufrichtige Theilnahme.

Der frühe Morgen fand sie schon wieder auf der Weiterreise. Dem Laufe der kleinen Simme folgend, kamen sie zur Wasserscheide der Hahnen-Mööjer, deren schöne Hochfläche mit Sennhütten und Heustadeln überdeckt ist. Am Fuße des Seehorns sahen sie unter einer Felsenwand aus „sieben Brunnen“ die Quelle der großen Simme hervorsprudeln, daher der Name Siebenthal und dann in prächtigen Wasserfällen thalabwärts Zweisimmen, dem Hauptorte des Thales, entgegenfließen, wo sie mit der kleinen Simme sich vereinigt und die stattliche Blattenburg, das Stammchloß der Edlen gleichen Namens, über dem schmucken Alpendorfe sich erhebt.

Aber die liebevolle Sorge um den im scheußlichen Kerker schmachtenden Vater ließ die eilenden Wanderer die landschaftlichen Schönheiten des fruchtbaren Bergthales übersehen. Mächtig drängten sie weiter. Ueber Montbovon, Albeuve und Emey kamen sie nach Greierz, wo Georg's treuer Freund, der edle Graf, sie mit herzlichem Gastfreundschaft in seinem gewaltigen Stammchlosse empfing.

Umsonst bemühte er sich, die Frauen zu bewegen, die Nacht bei ihm zuzubringen. Margaretha konnte sich nicht dazu entschließen. Da mußte sie ihn nach vielem Sträuben gewähren lassen, daß er ihnen Pferde und Diener bis nach Freiburg mitgab.

An der Thurm-Ruine Tour de Trême und dem großen Pfarrdorf gleichen Namens vorbei, kamen sie nach dem Städtchen Vülle, und von da durch die schöne, leicht gehügelte Landschaft mit einbrechender Nacht nach Freiburg, dem heißersehnten Ziele ihrer Reise, durch dessen Thor sie, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend ihren Einzug hielten.“

Kardinal Schinner war ihnen schon zuvorgekommen und hatte bereits alle Hebel in Bewegung gesetzt, um seinen Racheplan gegen Georg so rasch wie möglich in's Werk zu setzen. Dieser hatte das Recht von Freiburg angerufen, und für den Fall einer erwiesenen Schuld für Alles sich verantwortlich erklärt, und auch überdies der Kirche von St. Niklaus ein Geschenk von 1000 Gulden angelobt.

Der Kardinal dagegen verlangte das Gericht für sich allein und hatte durch einen mittelst seiner reichen Geldspenden hervorgerufenen Volksauflauf es durchgesetzt, daß Georg wieder in den scheußlichen Schelmenthurm geworfen und wegen angeblicher bösen Praktiken, das heißt wegen Bestechungen der Söldner auf dem Zuge nach Chiasso, am Seile versucht, wiederholt gefoltert, gereckt und gestreckt wurde, und zwar in solch grausamer Weise, daß die Heiser dem riesenmäßigen Manne eine Schulter ausrenkten, die dann auch meingerichtet belassen wurde. Aber trotz aller dieser grausamen Folterqualen hätten sie Georg kein Geständniß abzwängen können. Um so mehr lag nun dem Kardinal Schinner daran, andere Mittel und Wege ausfindig zu machen, um an's blutige Ziel seines Racheplanes zu gelangen.

An Schultzeiß Arsent hatte er einen hartnäckigen Widerstand gefunden. Diesen zu brechen, sollten List und Schlaubeit, seine stets siegreiche Ueberredungskunst und glänzende Versprechungen auch den gewohnten Erfolg gewähren.

Raum eine Stunde vor der Ankunft der drei Retter aus dem Wallis hatte Kardinal Schinner beim Altshultzeiß eine Unterredung verlangt und erhalten.

„Ich ehre Eure goldene Freundestreue,“ hatte Schinner gegen Franz von Arsent bemerkt, „aber höchlich müßte ich es bedauern, wenn Ihr dadurch mir nutzlos Euch selbst schaden würdet. Und doch ist das der Fall. Herr Altshultzeiß, täuschet Euch ja nicht. Euer Freund ist rettungslos verloren. Mit siebenfacher Klage trete ich gegen ihn als Rebellen und Majestätsverbrecher auf. Er hat sich

gegen seinen Landesherren aufgelehnt, ohne Wissen und Willen desselben das Land durch einen Bund an eine fremde Macht verrathen, und das päpstliche Aufgebot widersetzlich verhindert. Der Rath hat Euch gegen Euren Willen dem Gefangenen als Fürsprecher bestimmt. Es ist das ein undankbares, nutzloses Geschäft. Ihr könnt den Handel höchstens in die Länge ziehen, aber seinen Ausgang zu Ungunsten Georg's nicht abwenden. Unter solchen Umständen werdet Ihr klug sein und Euch in das Unabwendbare ohne weitere Umstände fügen. Ihr erweist mir damit einen großen Dienst, wenn Ihr meinen Wünschen entgegenkommt. Ihr solltet es auch nicht umsonst thun. Ich werde Euch fürstlich dafür belohnen. Wie ich vernommen habe, habt Ihr einen jüngern Sohn, der wie sein ältester Bruder geistlich werden will. Ist es so?"

„So ist es, Eminenz,“ entgegnete der Altschultheiß trocken.

„Das ist ganz brav. Ich biete Euch jährlich 1000 Gulden an die Studienkosten.“

„Ich bin nicht reich,“ erwiederte Arsent, „und habe viele Kinder. Dennoch muß ich Euer großmüthig Anerbieten mit aller Entschiedenheit von mir weisen.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiederte der Kardinal mit Staunen.

„Und dennoch ist es so,“ entgegnete Arsent mit Würde. „Ich verabscheue alles Praktiziren und als solches müßte doch Eure Unterstützung gelten.“

„Ihr seid sehr stolz und eigensinnig, Excellenz.“

„Ich bin ein freier Mann, Eminenz, und will es bleiben. Wenn Ihr meinen Sohn zum Papst und mich zum Kaiser machen könntet und wolltet, nie und nimmer könnte ich mich entschließen, um diesen Preis meine Hände mit dem Blute der Unschuld zu bes Flecken.“

„Bedenket wohl, Herr Altschultheiß, Ihr könnt Euern Freund doch nicht mehr retten. Unwiderruflich ist er meiner Rache schon verfallen. Wehe dem, der es mir wehren will! Ihn wird der Rache Wucht mit zermalmen.“

„Ich thue meine Pflicht und werde Herz und Hand vor blutiger Schuld bewahren.“

„Ihr werdet erfolglos Euch in's Unglück stürzen, ohne dem Freunde helfen zu können.“

„Wenn ich Gesetz und Recht heilig halte, bewahr' ich mir ein gut Gewissen.“

„Es handelt sich bei der Sache nur noch um eine leere Form. Zur Kürzung des Handels verlange ich das Gericht für mich allein.“

„Das eben wäre eine Ungerechtigkeit und würde das Recht zum Frevel stempeln.“

„Herr Altschultheiß,“ sprach der Kardinal sich zornig erhebend, „ich bin nicht hieher gekommen, um über Recht oder Unrecht mir vorpredigen zu lassen, sondern glaubte mich mit Zuversicht an Eure Klugheit wenden zu dürfen. Noch einmal ermahne Euch als guter Freund. Bedenkt es wohl, daß Papst und Kaiser auf Kardinal Schinner's Wünsche lauschen und seinem Willen nicht zu widerstreben wagen. Ihr thut wohl daran, solch erhabenem Beispiel nachzufolgen.“

„Ich werde niemals gegen mein Gewissen handeln.“

„Zum Abschiede, Herr Altschultheiß, vernehmet noch einen guten Rath. Es ist klüger, den Kardinal Schinner zum Freund als zum Feind zu haben. Sein Arm reicht weit und seine goldenen Schlüssel öffnen alle Pforten. Wehe dem, den seine Rache trifft.“

Damit verbeugte sich der stolze Mann und verließ rasch das Gemach.

Mit edlem Selbstgefühl blickte der Altschultheiß ihm nach und sprach für sich:

„Nein, arglistiger Ränkeschmied, nie und nimmermehr sollst Du mich zum feilen Werkzeug der schlimmen Pläne machen. Wenn Kaiser und Papst sich Deinem Willen fügen, Deinem Machtgebote beugt Franz von Arsent nimmermehr sein Haupt.“

* * *

Den selben Abend noch stellte Wilhelm von Arsent seinem Vater die drei Ankömmlinge aus dem Wallis vor. Gertrud hatte dem Bräutigam ihre Ankunft in der Herberge zum Falken entbieten lassen, und dieser war sogleich hinübergeeilt, die theuren Gäste zu begrüßen. Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Mit glühenden Worten hatte Wilhelm alle die Folterqualen geschildert, die Georg ausgestanden, welche seine Riesenkraft gebrochen und ihn krank und elend gemacht. Die Frauen zerflossen bei der Schilderung in Thränen, und selbst der schüchterne Joseph ballte vor Entrüstung seine Faust. „Wir wagen Leib und Leben,“ rief er entschlossen aus, den Vater aus des Ohmes Händen zu erretten.“

„Allmächtiger Gott!“ jammerte Margaretha, „so tigermäßig können hohe Priester wüthen.“

„Wilhelm,“ sprach Gertrud entschlossen, „wir befreien den Vater, denn Recht ist für ihn nicht mehr zu hoffen.“

„Wohl hast Du Recht, Gertrud,“ erwiderte Wilhelm. „Das Recht ist durch den Kardinal rechtlos geworden. Eine heimliche

Verfreitung aber wäre ein sehr gewagtes und schwieriges Unternehmen, das den Theilnehmern das Leben kosten könnte."

"Für den theuren Vater wollen wir das Leben freudig wagen," rief Gertrud entschlossen und ihre schönen Augen leuchteten.

"Der Kardinal und Peter Falk wetteifern mit einander in Vorsicht und Schlaueit. Eher wollte ich ein Lamm den Geierkrallen entreißen, als Georg aus den Händen seiner beiden Todseinde erretten," meinte Wilhelm.

"Und dennoch wird die Liebe es vollbringen," betheuerte mit Zuversicht Frau Margaretha mit verklärtem Gesichte.

"Gott helf uns," fügte Wilhelm bei, "daß der Mutter Wort zur Wahrheit werde. Vorab muß ich Euch warnen, meinem Vater gegenüber von solchen Plänen etwas hören zu lassen. Nie wird er seine Hand uns dazu bieten, weil es seinem Gefühl der Amtspflicht widerstreitet. Wir werden ohne sein Rathun zu handeln wissen. Doch, es ist Zeit, laßt uns zum Vater gehen."

Und sie gingen.

Herzlich und rührend wurden sie vom Altshultheißen empfangen. Zum erstenmal umarmte er seine künftige Schwiegertochter, deren hohe Schönheit er mit Wohlgefallen betrachtete. Auch Frau Margaretha und Joseph reichte er traulich die Hand.

"Seid mir Alle mit innigster Theilnahme gegrüßt, Ihr treuen Seelen, die Ihr die Mühsale der weiten Reise nicht gescheut, um für den gefangenen Vater Fürbitte einzulegen. Ihr dürft versichert sein, daß ich das gleiche Herzeleid auch mit Euch theile."

"Euer Mitgefühl, edler Freund, ist lindrender Balsam für das wunde Herz," bemerkte mit bewegter Stimme Mutter Margaretha.

"O, mein theurer künftiger Schwiegervater," rief kühn Gertrud mit Zuversicht, "Ihr werdet uns helfen, den Vater aus den Händen seiner Feinde zu erretten."

"Ich werde thun, was Gesetz, Recht und Amtspflicht mir erlauben."

"Wir müssen vor Allem den Vater sprechen," sagte Gertrud.

"Das wird kaum möglich sein," bemerkte kopfschüttelnd Vater Arsent. "Der Kardinal wird es nicht gestatten."

"Regiert denn Schimmer in Eurer freien Stadt?" wendete Gertrud verwundert ein.

"So ist es leider," bestätigte Franz von Arsent. "Der Kardinal lenkt Peter Falk und den Pöbel zugleich ganz nach seinem Willen. Gewalt und Schrecken herrschen in der Stadt, und Gesetz und Recht

sind machtlos. Die Geschichte mit Kaspar Schimmer ist dafür ein sprechender Beweis.“

„Wie ich gehört, ist mein Vater, der sich mit Georg als Kläger und Bürge in's Recht gestellt, schon wieder auf freiem Fuß,“ bemerkte Joseph schüchtern.

„Im wilden Pöbelauflauf, den der Kardinal mit seinem Gelde angezettelt, wurde er befreit,“ erzählte Wilhelm, „und sodann mit Jubel unter Trommel- und Pfeifenklang durch die Stadt und von Schenke zu Schenke geführt, als hätte er einen hochwichtigen Sieg erfochten.“

„Es ist weit mit uns gekommen. Zu freien Trinkgelagen sind viele Schenken dem Pöbel aufgethan,“ seufzte Vater Arsent. „Da werden tagtäglich neue Gewaltthaten ausgebrütet.“

„Wir wenden uns an den Rath der Zweihundert. Er wird uns erlauben, daß wir den Vater sehen können,“ erklärte Margaretha.

„Der Venner Falf lenkt den Rath nach seinem Willen,“ bemerkte Vater Arsent.

„Und was der Kardinal befiehlt,“ fügte Wilhelm bei, „das wird der Venner unbedingt vollbringen.“

„Wohlan denn, die Sorge um den Vater gibt mir Kraft und Muth, den schwersten Schritt zu wagen. Wir gehen selbst zum Kardinal. Er darf uns die Bitte nicht versagen.“

„Nein Mutter, nie und nimmermehr,“ rief Gertrud mit Eifer.

„Das Blut kocht mir in den Adern, wenn ich nur an den falschen, undankbaren Mann denke. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. Er würde uns mit Hofbescheid entlassen,“ meinte Joseph.

„Ich werde Euer Bittgesuch dem Rath vorbringen,“ tröstete der Altschultheiß. „Doch müssen wir noch weiter denken. Hier in Freiburg ist dem Kardinal gegenüber für Georg an kein Recht mehr zu denken. Man muß daher die Sache vor die Tagelagung zu bringen suchen, die eben jetzt in Baden versammelt ist. Auf diesem Wege einzig und allein ist noch Rettung möglich. Der Kaiser und der König sind für Georg günstig gestimmt, und werden daher ihren Einfluß für seine Rettung geltend machen.“

„Wahrhaftig, Vater, da habt Ihr Recht. So ist noch Rettung möglich,“ rief Wilhelm freudig aus und drückte Gertrud die Hand.

„Ich rathe Euch mit einander,“ fuhr Vater Arsent fort, „reißet morgens früh schon nach Baden hinab. Sparet keine Mühen. Geht täglich vom Einen zum Andern, und laßt es weder an Bitten noch Thränen fehlen. Stellt den Tagherren nur die Wahrheit vor, daß

der Kardinal das Recht in Freiburg verweigere und es für sich allein verlange. Diese Handlungsweise wird ihre Wirkung nicht verfehlen.“

„Zürich und Bern sind für den Kardinal gewonnen,“ wendete Margaretha bedenklich ein.

„Bern ist gerecht und Zürich wird es nicht minder sein,“ wendete der Altschultheiß ein. „Es bleibt uns kein anderes Rettungsmittel mehr übrig.“

„Ich müßte noch Eines,“ sagte Gertrud zögernd, während ihr Wilhelm hinter dem Rücken des Vaters eifrig mit dem Finger auf dem Munde bedeutete, sie solle schweigen.

„Und dieses Mittel wäre?“ bemerkte Vater Arsent gespannt.

„Nun, ich meine die Flucht.“

„Die Flucht!? Ihr sprecht das inhaltschwere Wort mit leichter Weiberzunge ohne Bedenken aus und ahnet nicht, was Alles sich an selbes knüpft, daß unser Aller Leben an dem Wörtchen hängen kann.“

„Für die Befreiung meines Vaters will ich gerne mein Leben in die Schanze schlagen,“ rief mit Begeisterung die holde Jungfrau aus und hob ihre schöne Hand wie zum heiligen Schwure zum Himmel empor.

Voll Rührung und Bewunderung sah der edle Greis das begeisterte Mädchen wie verklärt vor sich stehen und sprach nach kurzer Pause:

„Gertrud, der Helbengeist des Vaters spricht aus Euch und Ihr seid seines Namens würdig. Doch zu dem äußersten Wagniß darf es nicht kommen. Folgt meinem Rath und reiset morgens schon nach Baden. Ich werde indeß Euer Bittgesuch für den Besuch im Kerker bei dem Rathe der Zweihundert vortragen und verfechten.“

Die Frauen befolgten wirklich den wohlgemeinten Rath und reisten schon den nächsten Morgen mit Joseph nach Baden hinunter. Tagtäglich gingen sie bei den Ständeboten und den Gesandten der fremden Fürsten herum, mit Thränen und Bitten um Vermittlung. Sie fanden mitleidige Theilnahme, weil solche weibliche Treue und Liebe der Männer Herzen rührte, aber Hülfe konnten sie doch nicht schaffen. Georg hatte einmal das Recht von Freiburg angerufen, und dem mußte man nun freien Lauf lassen, wenn nicht Freiburg freiwillig sich desselben begeben wollte. Es dazu zu bestimmen, hatten die Boten der einzelnen Kantone wirklich auf einen Tag in Freiburg sich versammelt. Doch der Kardinal und der Berner Rath hielten fest am Rechte von Freiburg.

Gleichzeitig kamen Boten aus den obern Zehnen von Wallis

und stellten vor, daß die gegen Georg angewandten Folterqualen das ganze Land in wilde Gährung versetzt und unter die Waffen gerufen habe. Eindringlich mahnte Bern, aber ebenfalls umsonst.

Das Einzige, was die vereinten Bitten endlich erringen konnten, war, daß Georg, der in seinem feuchten, dunkeln Kerker zu den überstandenen Folterqualen noch von der Sicht gequält wurde, wieder ein milderes Gefängniß auf dem Rathhaus gestattet ward.

In Abwesenheit Peter Falk's hatte zugleich der Rath auf die Fürbitte des Altschultheißen der Frau und Tochter Georg's den Zutritt in den Kerker desselben gestattet, aber nach Falk's Rückkehr wandelte sich diese kurze Milde wieder in die alte Strenge um.

Erschütternd war das Wiedersehen.

Wie Margaretha die gewaltige Gestalt ihres Gatten auf elendem Strohlager im feuchten, dunkeln Kerker gebrochen, blaß und abgehärmt, ein Jammerbild, vor sich sah, da brach doch ihr gefasstes Gemüth zusammen. Unter Schluchzen und Thränen fiel das treue Weib ihm um den Hals und die Macht des Schmerzes erschütterte ihre kräftige Gestalt. Gertrud fiel ebenfalls laut weinend neben dem Schmerzenslager auf die Knie und bedeckte des theuren Vaters fieberheiße Hand mit Küssen.

„Faßt Euch, Ihr Lieben,“ brachte Georg in tiefer Bewegung mühsam hervor, „und nehmt meinen Dank für Euer Kommen.“

„Lebt ein gerechter Gott im Himmel,“ rief schmerzvoll Margaretha, „so muß seine Rache Deine herzlosen Peiniger treffen.“

„Vater, lieber Vater,“ schrie Gertrud und sprang entschlossen auf, „sei mir getrost, wir retten Dich und setzen unser Leben dran.“

„Ja wohl, Du wirst es thun,“ sagte schmerzlich lächelnd Georg und streichelte Gertrud's glühende Wange. „Das gleicht Dir, liebes Kind. Und Du, mein theures Weib, in solcher Jahreszeit eine solche Reise! Wie sehr rührt mich diese Treue!“ Ein inniger Kuß bekundete den Dank des Herzens.

Rasch drängten Frage und Antwort sich in schnellster Folge. Es war klar, kein anderes Rettungsmittel blieb übrig, als die Flucht. Das sah Georg mit Mutter und Tochter ein. Mit Umsicht wurden die Mittel zur Ausführung wohl besprochen. Aber wie Berge thürmten sich die Bedenken auf dem Rettungspfade entgegen. Georg's Hoffnung begann zu wanken. Aber der Heldenmuth der Frauenliebe wankte nicht.

Der Kerkermeister trat wieder ein. Die kurze Frist der Unterredung war abgelaufen. Es mußte geschieden sein.

Mit Hülfe Joseph's, den der Frauenmuth ebenfalls belebte,

gingen sie thatkräftig an das Rettungswerk. Ihren Bitten und Thränen war es gelungen, den Leutpriester Läublin zu St. Niklaus zu dem Versprechen zu bewegen, seine Hand zu Georg's Flucht zu bieten. Damit war viel gewonnen.

Das geistliche Ansehen des würdigen Priesters sollte über manche Schwierigkeiten und Bedenken rasch hinweghelfen.

Seine Aufgabe war es, voraus die Gewissenskrupel des Mitschultheißens von Arsent zu beschwichtigen und ihn von der Nothwendigkeit der Flucht zu überzeugen.

Die Aufgabe war sehr schwer. Doch Läublin war der Mann, sie befriedigend zu lösen. Der Nechttstag Georg's war auf Weihnachten festgesetzt; später aber auf Arsent's Wunsch 14 Tage weiter hinausgeschoben.

Die Stimme der Rathsherrn für seinen Tod waren alle gezählt, wohl bekannt und in großer Mehrheit. An eine andere Rettung als geheime Flucht war nicht mehr zu denken. Das hatte Läublin seinem Oheim Franz von Arsent vorgestellt und daher von Flucht gesprochen.

„Wir verbieten Eid und Pflicht, zur gewaltsamen Flucht die Hand zu bieten,“ erklärte der gewissenhafte Beamte.

„Herr Oheim,“ beschwichtigte Läublin, „das sollen Sie auch nicht. Ueberlassen Sie die Ausführung nur getrost uns Andern, wir werden sie schon zu Ende führen.“

„Gelingt die Flucht,“ wendete Franz von Arsent ein, „so fällt die Rache des Kardinals und des Venners auf mein Haupt und kann es mir gar leicht an's Leben gehen.“

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Ohm. Wir werden jeden Schein der Mitwissenschaft von Ihnen wenden.“

„Die gewaltjame Befreiung ist ein Unrecht, ich kann es nicht anders finden,“ entgegnete der würdige Greis.

„Für die Rettungsthat,“ bemerkte Läublin, „bin ich Gott allein verantwortlich. Darum werde ich nach Gutdünken handeln. Sie dürfen sich daher einfach nicht weiter um die Sache bekümmern. Ich werde meine Leute schon zu finden wissen, die mir zur Rettung helfen werden.“

„Das ist das Beste. Mein Gewissen würde es mir nicht erlauben.“

„Zur Beruhigung des Gewissens nur noch ein Wort,“ hub der Leutpriester wieder an. „Die Hinrichtung Georg's würde für ewige Zeiten den reinen Wappenschild der Stadt Freiburg mit unschuldigem

Blute und Schmach bedecken. Solches von ihr abzuwenden, ist die Flucht das einzige Mittel.“

„In diesem Punkte habt Ihr Recht,“ sprach nachdenklich Arsent, „es ist nicht anders. Darum lasse ich denn der Sache freien Lauf und werde Euch nicht entgegenreten. Getroßt stelle ich das gewagte Unternehmen Gott anheim, und wie er's lenkt, ist's wohlgethan.“

Mit diesen Worten schieden die beiden Freunde.

Von der Sicht und den Folgen der Folterqualen immer schmerzlich ergriffen, war Georg endlich wieder auf die inständigen Bitten der Seinigen und den Vorstellungen des Fürsprechers in das erträgliche Gefängniß auf dem Rathhause zurückgebracht worden, und hatte den Rath gebeten, ihm auf Weihnachten die Spendung der heiligen Sacramente der Buße und des Abendmahls gestatten zu wollen. Da Georg im Banne des Cardinals sich befand, so überließ der Rath den Entscheid des Gesuches dem Leutpriester. Dieser, unter dem Vorwande, ihm die Sacramente zu gestatten, verfügte sich in den Kerker und vertraute Georg den Plan zur nahen Rettung. Die Nacht vor dem Neujahrstag war dazu festgesetzt. Ein päpstliches Mahnungsschreiben, welches die Freiburger aufforderte, mit aller Strenge gegen Georg zu verfahren, mahnte zur Beschleunigung der Flucht.

Da wurde der Anschlag durch die Aufmerksamkeit des Gefängnißwärters, Peter Jenny, verrathen. Das Unternehmen mußte auf andere Weise eingeleitet und der Gefängnißwärter in's Einverständnis gezogen werden. Das war sehr schwierig. Doch Läublin gelang es.

Franz von Arsent war des Peter Jenny's Taufpathe, und sein naher Anverwandter. Der gewissenhafte Kerkermeister verehrte ihn wie den eigenen Vater. Durch Arsent mußte daher Jenny gewonnen werden, und dazu beredete der Leutpriester mit Mühe den Wiederstrebenden.

Arsent ließ Jenny zu sich rufen und bot ihm 100 Gulden, wenn er Georg aus dem Gefängniß entschlüpfen lasse. Aber Jenny wies das Anerbieten mit Entschiedenheit von sich.

Da ließ ihn des andern Tages der Leutpriester zu sich kommen und sprach zu ihm: „Du weißt, was Dein Pathe und Ohm im Vertrauen gestern zu Dir gesprochen hat. Was er gethan hat, ist bloß geschehen, um eine Blutschuld von unserer frommen Stadt klüglich abzuwenden. Was er Dir zugemuthet hat, darfst Du mit gutem Gewissen thun und Du wirst auch die versprochene Geldsumme erhalten. Hier ein Pfand darauf.“ Damit drückte er ihm ein Goldstück in die Hand.

Das wirkte. Jenny versprach, zum Befreiungswerte hülfreiche Hand zu bieten und in der Nacht vor Dreikönigtag die Stadt zu verlassen, um Läublin so das freie Feld zu räumen.

Mit steigender Spannung hatte Georg am Abend vor Dreikönigtag den versprochenen Retter erwartet, und peinliche Ungewißheit und Angst bestürmten sein Gemüth, der Befreiungsplan möchte zum zweiten Mal verrathen worden sein.

Schon hatte auf dem Rathhausthurm die Mitternachtsstunde geschlagen.

Da öffnete sich leise die Kerkerthür, und herein trat H ü g u e s in V o s s e t, der Stellvertreter Jenny's, mit einer Blendlaterne. Den Finger auf den Mund gedrückt, zum Zeichen des Schweigens, trat er auf den Zehen zu Georg heran, löste seine Fesseln und führte ihn durch alle anscheinend schlafenden Wachen hinaus in's Freie.

Jetzt aber kamen erst die großen Schwierigkeiten der Flucht.

Alle Zugänge zur Stadt waren sorgfältig bewacht. Aber der Stadtläufer, H a n s H e l b l i n g, ein riesengroßer und starker Mann, wußte Rath. Vom Rathhaus führt durch die steilen Felsen ein Rinnsal hinunter an die Saane, durch welches alle Samstag von den obern Weibern der Stadtbach zur Reinigung der Straßen geleitet wird.

Das Rinnsal hieß die S c h i n d e r g r u b e. Da hinab trug Helbling den befreiten, franken Georg auf seinen starken Schultern, und unten sodann durch die wilden Fluthen des Flusses.

Am jenseitigen Ufer harrete G e o r g G l a s e r, ein treuer Freund aus Bern, mit einem Pferde.

Rasch ging's nun in scharfem Trabe der nur wenige Stunden entfernten Bernergrenze gegen Laupen zu.

Bald war sie erreicht und Georg gerettet. Hoch aufathmend und mit tiefer Rührung grüßte er die Freiheit wieder.

Von Laupen wandte sich der Flüchtling zur größern Sicherheit nach Neuenburg, welche Stadt entschieden französisch gesinnt war, und deren Herrscher, der Markgraf, eben mit dem französischen Gesandten an der Tagsatzung in Baden weilte.

Zu der gleichen Nacht waren Margaretha, Gertrud und Joseph zu den Barfüßern in's Asyl geflohen und hatten daselbst eine freundliche Zufluchtsstätte gefunden.

Sechstes Kapitel.

Das Sühnopfer.

Am nächsten Morgen der Dreikönigen-Feier durchslog die Kunde von Georg's Flucht wie ein Lauffeuer die Stadt Freiburg. Ueberall stürzten die Bürger aus den Häusern und rannten dem Rathhaus-
plaz zu. Bald ertönte vom St. Niklausenthurm herab der Schreckens-
ruf der silbernen Sturm- und Todtenglocke.

Immer gewaltiger schwoh der tobende Volksauflauf durch die Gassen.

Geschäftige Zwischenträger hatten emsig die Nachricht verbreitet, der Altschultheiß von Arsent sei an der Befreiung Schuld, er habe den Gefangenen mit Hülfe seines Pathen, des Kerkermeisters Peter Jenny, entinnen lassen.

Immer lauter und lauter ertönte unter Flüchen und Vermün-
schungen des Befreiers Name.

„Nieder mit dem alten Arsent! Tod dem Verräther! Tod dem Franzosenfreund!“ erklang es von allen Seiten.

Der Bedrohte befand sich gerade in der Frühmesse in der St. Niklausenkirche. Mit ihm **N a t h h e r r K r u m s t o l**, ebenfalls ein Freund von Georg.

Sobald das bekannt wurde, tobte, immer mehr anschwellend unter wüthendem, tausendstimmigem Geschrei der Volksauflauf heran.

Da trat schnell ein Berner zu Arsent in den Stuhl und flüsterte ihm in's Ohr:

„Herr, bleibt in der Kirche, wenn Euch Euer Leben lieb ist, denn draußen droht Euch die größte Gefahr für daselbe.“

Arsent und Krumstol folgten der wohlgemeinten Mahnung und blieben in der Kirche. Aber eine grimmige Kälte war über Nacht eingetreten.

Um nicht zu erfrieren, sahen sich die Eingeschlossenen genöthigt, einige Kirchenstühle zu zerhacken und in der Sakristei ein Feuer anzuzünden. Der Leutpriester brachte ihnen verstopfen etwas Speise.

Draußen aber umtobte die erhitzte Menge wie eine Meute blutgieriger Wölfe den ganzen Tag die Zufluchtsstätte und konnte durch die Vorstellungen der Geistlichen kaum abgehalten werden, frevelhaft in's Heiligthum hineinzubrechen und die Gefangenen hinauszuschleppen.

Indessen war auf die erste Kunde von Georg's Flucht der

Benner Falk leichenblaß zu Kardinal Schinner hinüber gerannt, der im bischöflichen Balaste sein Absteigquartier genommen hatte.

Obwohl ein erprobter, tapferer Kriegsmann, erzitterte er doch vor des Kardinals grimmem Zorne. Mit zernichtendem Blicke wurde er empfangen.

„Wie, Herr Benner, so etwas läßt Ihr an Euch kommen? — So läßt Ihr Euch ungestraft eine Nase drehen?“ fuhr Schinner ihn an.

„Ich bitte, Eminenz, mäßiget Eure Sprache“, entgegnete beleidigt Peter Falk. „Ich bin es nicht gewohnt, solche Reden geduldig anzuhören, ohne mit dem Schwerte Bescheid zu geben. Nun muß vor Ihrem rothen Hute das Schwert in der Scheide stecken bleiben und kann ich daher das Gleiche auch von Eurer scharfen Zunge verlangen. Ich werde die Frevelthat zu rächen wissen. Schon hab' ich meine Boten auf alle Straßen ausgesandt, auf den Entflohenen zu fahnden. Ich werde zum Aeußersten schreiten, um ihn wieder einzubringen. Gelingt es aber nicht, so soll mein guter Freund, der Altschultheiß von Arsent, mir für die Befreiung büßen und dieser, ich verspreche es Euer Eminenz, soll mir wahrlich nicht mehr entgehen.“

„Er hat's verdient, drum wurde ihm sein Recht, dem alten Starkkopf“, entgegnete verächtlich der Kardinal. „Ich reise heute noch nach Baden, die Haftnahme Georg's bei der Tagssatzung zu betreiben. Die Franzosenfreunde sollen es erfahren, daß sie an Licht und klugem Praktiziren den thätigen Franzosenfeinden nicht gewachsen sind. Verzeiht, Herr Benner, wenn ich mich deßhalb kurz fassen muß.“

Damit gab der Kardinal dem Benner ein unzweideutig Zeichen, daß er entlassen sei.

Mit rascher Verbeugung und sichtlich gekränkt entfernte sich der stolze Ritter.

Indessen hatte besorgte Liebe auch für den eingeschlossenen Altschultheißen gehandelt. Seine verständige Gattin, Wilhelmina, hoffte durch die mächtige Vermittlung ihres Vaters und der Herren in Bern den Volksauflauf zu stillen und den Racheplänen Schiners und Falks entgegen zu treten.

Auf ihre Bitte eilte daher Wilhelm, ihr ältester Sohn, hinüber nach Bern, die Noth und Gefahr des Vaters zu melden.

Sogleich ordnete der Rath eiligst eine Gesandtschaft nach Freiburg ab, um friedfertig in dem schwierigen Handel zu vermitteln.

An sie schlossen sich die ehrwürdigen Eltern des Mitschultheissen und seine ganze zahlreiche Verwandtschaft.

Sie Alle verbürgten Leib für Leib, Gut für Gut, um für die Eingesperrten eine bessere Zufluchtsstätte bei den Barfüßern zu erwirken.

Raum gelang es der Geistlichkeit, die tobende Menge von Gewaltthaten abzuhalten, als die Ehrfurcht einflößende Gesandtschaft von Bern die Gefangenen in das Barfüßerkloster hinüber begleitete. Später wurden sie auf wiederholte freundliche Bitten unter gehöriger Bürgschaft in ihre Häuser entlassen.

Von Baden war der Kardinal mißmuthig nach Sitten heimgeritten, und ließ nun seiner Rache gegen die schuldlosen Kinder des Flüchtlings freien Lauf. Trotz der grimmigen Kälte wurden sie mit Joseph Schinner's Ehefrau auf die Gasse gestoßen. Mit wenigen Kleidern und den nothwendigsten Halbseligkeiten versehen, zogen sie durch das Thal zu den Großeltern und dem Oheim nach Glis.

Aber auf dem Wege holten sie des Bischofs Schergen ein und nahmen ihnen erbarmungslos das Wenige weg, was sie gerettet hatten.

Die reichen Güter Georgs wurden alle eingezogen.

Alle die stattlichen Häuser, die Georg besaß, verschenkte der Bischof an seine dienstbaren Kreaturen. Die Familie sollte zu Grunde gerichtet bleiben.

Indessen waren alle Boten Benners Falk unverrichteter Sache wieder heimgekommen.

Georg hatte von Neuenburg an die Exzellenzen von Freiburg gemeldet, daß er sich daselbst befinde und daß er bereit sei, in allen andern Kantonen das Recht anzuerkennen, nicht aber in Freiburg, das sich als parteiisch ausgewiesen, daher er gegen selbes protestire.

Zur Flucht haben ihm einzig und allein seine Frau und Tochter verholfen nicht aber Franz von Arjent, dem man deßhalb nichts aufbürden dürfe.

Freiburg gab der Verwahrung kein Gehör, sondern verlangte von Neuenburg die Auslieferung Georgs und des ebenfalls dahingeflüchteten Stadtläufers Helbling.

Neuenburg seinerseits erklärte, es halte sich den ebenfalls in's Recht gerufenen Kantonen gegenüber für nicht berechtigt, der verlangten Auslieferung der Flüchtlinge zu entsprechen und rief zugleich Bern kraft des ewigen Bургrechtes gegen drohende Gewalt um Schutz und Schirm an.

In gleicher Weise verlangte anderseits Freiburg von Bern, es

möchte ihm, um großen Schaden zu verhüten, zu den Flüchtlingen verhelfen. Hierauf sandte Bern eine Rathsbotschaft nach Neuenburg mit dem wohlgemeinten Rath, Georg auszuliefern, weil es wegen seiner Mitbürgererschaft mit Freiburg keine Händel anfangen könne. Aber Neuenburg blieb fest.

Da griff Freiburg zu seinem Banner und rückte mit bewaffneter Macht gegen Neuenburg, um Georg daselbst mit Gewalt zu holen.

In solcher Noth wurde die Vermittlung getroffen, daß Georg ohne Nachtheil der Ansprüche irgend Jemandes zu gemeinem Rechte der Stadt Bern übergeben werde.

Er wurde wirklich den 21. Januar nach Bern gebracht und in der Herberge zur Sonne neben dem Zeitloekenthurm in Ketten gelegt, um Freiburg im Ernst zu zeigen, daß Georg bis Austrag Handels wohl gehütet werde.

Georg seinerseits erklärte: er sei nicht vor dem Rechte, sondern vielmehr vor dem Unrechte entflohen. Das Recht aber werde ihm Bern nach altem Herkommen nicht abschlagen dürfen.

Das Mißlingen der Widerhaftnahme Georgs hatte Venner Falks Rache gegen Arjent verdoppelt. Er hatte geschworen:

„Franz von Arjent muß fallen und wäre er so hoch wie der St. Niklausenthurm.“

Er war der eiserne Mann dazu, den blutigen Schwur zu halten. Die milde Haushaft Arjents war von kurzer Dauer.

Den Tag nach der Ueberfiedlung Georgs nach Bern erschien Venner Falk mit dem Großweibel und vielen Häschern in der Wohnung des Altschultheißen, um ihn wieder in das Asyl bei Barsfüßer zu bringen.

Ruhig gefaßt schritt der greise Staatsmann zwischen seinen Begleitern durch die tobende Volksmasse, die noch vor kurzer Zeit seine weisen Aussprüche als Orakel verehrt hatte und nun nur mit Mühe vor seiner blinden Wuth und thätlicher Gewalt konnte abgehalten werden.

Die Volksaufregung bot Falk den gewünschten Anlaß, denselben Abend wieder in die Freistätte zu dringen, die ganze Freundschaft bis auf den jüngsten Sohn daraus zu verjagen und den Todfeind in strengen Gewahrsam zu bringen.

Das Schlimmste fürchtend, war Wilhelmina, seine Ehefrau, nach Bern entflohen.

Unwillig sandte der Rath daselbst eine neue Botschaft nach Freiburg mit ernstern Vorstellungen gegen solche Härte und mit drin-

genden Bitten, aus Rache nicht gewaltthätig gegen Arjent zu verfahren.

Peter Falk gab der Gesandtschaft gute Worte.

Kaum war sie indessen wieder fortgeritten, so ließ er den mittlerweile von Neuenburg heimgekehrten Stadtläufer Helbling auf die Folter spannen. Das gleiche geschah mit Peter Jenny. Auf die in solcher Weise erlangten Geständnisse rief der Venner eigenmächtig den Rath und die Bürgererschaft zusammen, um von denselben unter der Form des Rechtes unbedingte Vollmacht zum Handeln zu erlangen. Sie wurde ihm zu Theil.

Netzt warf Falk sein Opfer in den schrecklichsten Kerker, drang in dessen Haus, trieb die Kinder und das Gefinde hinaus, ging über alle Heimlichkeiten, legte alle Güter in Beschlag und nahm den Hausschlüssel zu Händen.

Auf diese Vorgänge kam die Gesandtschaft von Bern auf's Neue wieder nach Freiburg und beschwerte sich über solch wortbrüchiges Gebahren.

Falk entschuldigte sich mit dem Ergebniß der Verhöre und der Macht der Umstände. Indessen wurden die Massen durch seine Treiber stets in fanatischer Bewegung erhalten, um beim ersten geeigneten Anlasse den Hauptschlag zu wagen.

Der Gesandtschaft war indessen die ganze, zahlreiche Verwandtschaft der Gattin Arjents gefolgt, Wilhelm von Dießbach; sein Schwager Ludwig von Dießbach; sodann Bartholomäus Mai und Anton Bridler. Sie traten Alle bittend vor den Rath. Wilhelm sprach mit bewegten Worten:

„Bedenkt, Ihr Eidgenossen von Freiburg, daß Franz von Arjent es gewesen ist, der Euch das Savon'sche Kreuz abgenommen, und zu dem Bunde mit der Eidgenossenschaft verholfen hat. Sein Leben war zu jeder Zeit in uneigenmüthiger Weise dem Dienste des Vaterlandes treu geweiht. Wenn er die Flucht Georgs nicht verhindert hat, so ist es einzig nur geschehen, um den Schandfleck eines Staatsmordes von seiner Vaterstadt abzuwenden.“

Zu gleicher Fürsprache erschienen Abgeordnete der Tagsatzung in Baden, die hochgestellten Eidgenossen, der greise Schultheiß von Luzern und der Landammann von Unterwalden und sogar eine Gesandtschaft des Herzogs von Savoyen. Sie baten Alle mit der ganzen Freundschaft Arjents, Weib, Mann und Kind, Jung und Alt, beweglich unter Thränen für den Gefangenen.

Der Venner Falk blieb unerschütterlich.

Indessen hatte Franz von Arsent den regierenden Amtsschultheißen von Englisberg zu sich in den Kerker bitten lassen.

Dieser, ebenfalls Ritter des heiligen Grabes, hatte bereitwillig der Bitte entsprochen und war in Begleit des Leutpriesters Läublin erschienen.

„Ich habe Euch zu mir in den Kerker gebeten, nicht um mich zu entschuldigen, sondern vielmehr offen meine Schuld zu bekennen. Ich habe mich durch den hochwürdigen Leutpriester hier bereden lassen, stillschweigend die Befreiung Georgs geschehen zu lassen.

Damit habe ich schwer gefehlt, und bin bereit, meine Schuld zu sühnen und zugleich das heilige Sakrament zu empfangen.“

Mit diesen Worten fiel er auf die Knie und empfing aus der Hand des Leutpriesters mit frommer Andacht die heilige Hostie. Dann streckte er flehend die Hände gegen den Himmel empor und sprach mit tief bewegter Stimme, so daß alle Anwesenden davon ergriffen wurden:

„Allmächtiger, ewiger Gott, ich bitte Dich durch das heilige Leiden Jesu Christi, gib mir armen Sünder ein Zeichen, und lasse meine Seele von dieser Stunde an von meinem Leibe scheiden und der Ewigkeit verlustig sein, wenn ich nicht immer wie ein Diebemann all mein Lebtag wider die Stadt gehandelt und nicht für Geld, Gaben und Versprechungen, sondern einzig und allein aus bloßem Mitleid in Georgs Flucht eingewilligt habe.“

Damit erhob er sich mühsam vom kalten Kerkerboden.

„Ich glaube Euch auf Euer Wort“, entgegnete der Amtsschultheiß mit tiefer Rührung. „Das Alles kann Euch nicht mehr retten. Ich kenne nur ein Mittel, das es noch thun könnte.“

„So nennt es mir“, entgegnete der Gefangene.

„Schreibt Euerer Verwandtschaft nach Bern, daß man Georg an Freiburg ausliefere. Es wird Euch aus der Haft erlösen.“

Ein schwerer Seelenkampf arbeitete in Arsentz weichem Gemüth und spiegelte sich in seinen edlen Zügen.

Der Schrecken des Todes, die Sorge für seine zahlreiche Familie, die Liebe zum Leben schwebten an seiner Seele vorüber.

Aber für den Preis des Lebens sollte er den geretteten Freund verderben und durch Widerspruch in seiner Handlungsweise sich selbst verdammen!!

Seiner selber kaum mehr klar bewußt, fragte er den Priester:
„Was soll ich thun?“

„Was Euer Gewissen Euch ermahnt“, sprach Läublin ausweichend.

„Nun denn, so sei es!“ seufzte er tief und setzte sich, nach Bern zu schreiben.

Der tief demüthigende Schritt blieb erfolglos.

Die hohe Verwandtschaft in Bern war ihrer Pflicht gar wohl bewußt, die Rücksichten der Verwandtschaft denjenigen des Staates hintanzusetzen.

Ihr schien die Auslieferung Georgs mit der Ehre und der bewährten Treue der Republik nicht vereinbar.

Sie verweigerten daher denselben entschlossen auch für den Fall, daß der Schwiegersohn ihres Schultheißens mit seinem Leben büßen müßte.

Mit dieser Weigerung war Franz von Arsentz Todesurtheil auch gesprochen.

Hans Tochtermann, ein eifriger Anhänger Peter Falks, war der erste, der es über den angeblichen Landesverrätther aussprach. Einige Tage vorher war er auf der Rathhausstube vor dem Familienwappen Arsentz gestanden, das einen Drachen führt, und hatte vor sich hing gesprochen :

„Drach! Drach! ich will dir in kurzer Zeit einen Dienst thun, daß du mich nicht mehr beißen sollst!“

Er hatte Wort gehalten. Ihm folgten dann der Reihe nach die Andern.

Die Anhänger Arsentz waren entflohen. Umsonst erschienen neue Bittende.

Das Bluturtheil blieb in Kraft und sollte in drei Tagen vollzogen werden.

Nach Erlaß desselben war der Verurtheilte wieder in das Gefängniß auf dem Rathhause gebracht worden.

Nicht auf der Richtstätte auf dem Galgenhügel außerhalb der Stadt, sondern in „neuen Schranken“ auf dem Rathhausplatze sollte das Bluturtheil vollzogen werden und die neuen Glocken bei St. Niklausen sollten dem ehemaligen Standeshaupte zu seinem letzten Gange läuten. So hatte es der Rath beschlossen.

Der Todestag, der 18. März 1511, brach an. Ein langes, weißes Woltonkleid schmückte — das Racheopfer zu seinem letzten Gange.

Wilhelm von Arsentz hatte die letzte Nacht bei seinem Vater zugebracht und mit fürchterlichem Fluche ihm angelobt, sein Blut zu rächen.

„Die Rache steht bei Gott“, sprach gefaßt der Vater, „mein Herz ist frei von ihr. Mein Sohn, überlasse auch Du der ewigen Gerechtigkeit getroßt das Weltgericht, das in der Geschichte niedergeschrieben liegt.“

Der Leutpriester kam und bat den Oheim tief zerknirscht um Verzeihung, daß er ihn durch seine Zureden in dieses Unglück und in solchen schmählischen Tod hineingeführt.

„Beruhigt Euch, mein lieber Nefse, ich habe wie Ihr gethan, was ich nicht lassen konnte. Für die Ehre meiner theuren Vaterstadt gehe ich gern in den Tod, nachdem ich seinen Schrecken überwunden habe.“

Wieder erschien der Amtschultheiß von Englisberg mit ernster Miene in dem Kerker und sprach zögernd:

„Ich bin vom Rathe hergeschickt, die Ritterwürde von Jerusalem Euch abzunehmen. Da Ihr indessen die goldene Kette nicht trägt, so geschieht es nur mit Worten und muß ich Euch nicht weiter kränken.“

Bei diesen Worten richtete der Amtschultheiß in edlem Selbstbewußtsein stolz sich auf und entgegnete mit ruhiger Würde:

„Herr Amtschultheiß, die Ritterwürde, die ich besitze, kann keine Macht der Erde mir entreißen, denn sie kommt von Gott. Ich will dem auch als frommer Ritter sterben und mich als solcher auf dem Todesgang erzeigen.“

„Solch ritterlicher Geist, unglücklicher Ordensbruder, verkärt Euren letzten Gang mit dem Strahlenglanz des Helden. Gott nehme Eure Seele in Gnaden auf!“

Damit reichte der Schultheiß seinem Freunde die Hand, mit stummen Thränen in den Augen, und eilte rasch hinaus, seine Gemüthsbewegung zu verbergen.

Noch einmal öffnete sich die Kerkerthür und herein trat die ganze Kinderschaar mit dem greisen Schwiegervater.

Schluchzen und Wehklagen erfüllten den Kerkerraum. Die Kinder fielen Alle auf die Knie und hoben bittend ihre Hände empor.

„Gib ihnen Deinen väterlichen Segen, Franz“, sprach der ehrwürdige Schultheiß von Dießbach.

Franz von Arsent that es, indem er seine Hände über ihre Köpfe ausstreckte und mit bewegter Stimme sprach:

„Der Segen Gottes und Eures sterbenden Vaters ruhe auf Euch und lasse Euch zu braven Menschen und guten Bürgern werden.“

Dann hob er Eines nach dem Andern vom Boden auf und gab ihm den Abschiedskuß.

Lange hing er zuletzt am Halse seines Schwiegervaters: „Dank Dir für Deine väterliche Liebe und Deine goldene Freundestreue, und Wilhelmina diesen letzten Kuß.“

Damit küßte er den tief ergriffenen Greisen und drängte darauf zum Abschied.

„Geht denn im Frieden und nehmet die Beruhigung mit Euch, ich habe die Schrecken des Todes überwunden. Mir ist so feierlich zu Muthe, als stünde ich nach heißem Sommertage am Ende meines Tagwerkes.“

„Gott sei mit Euch Allen!“

Schluchzend gingen sie von dannen. . . .

Dann wandte Franz von Arsent sich plötzlich mit der Bitte an den Leutpriester:

„Ich bitt' Euch, hochwürdiger Herr, gebt mir Euer Messer.“

„Mein Messer?“ frug Läublin erstaunt. „Was fällt Euch ein? Ihr wollt doch nicht?“ . . .

„Mein eigener Richter sein? — Nein, das will ich nicht. Abhauen will ich bloß die Füßfüße von meinen Hosen und wie unser göttlicher Heiland, Jesus Christus, baarsuß zur Richterstätte und in den Tod gehen.“

Gerührt überreichte der Nefse ihm das Messer.

Nachdem er mit raschem Schmitte das Werk vollführt, rief er mit selig verklärtem Angesicht zum Himmel blickend:

„Nun wohl, die Mutter Gottes harret auf mich im Strahlenfranze der Verklärung.“

Da erscholl der neuen Glocken volles, harmonisches Geläute und mahnte ernst zum letzten Gange.

Vom Blatze herauf erbrauste des Menschenmeeres tausendstimmiges Gewoge.

Kopf an Kopf gedrängt standen die Schaaren, die des blutigen Schauspiels harreten.

Todesstille lagerte sich über dieselben, als das ehrwürdige Sühnopfer unversöhnlicher Rache unter der Thüre des Rathhauses erschien und mit festen Schritten die Treppe hinunter stieg.

Nachdem der Altschultheiß das schwarz umhängte Blutgerüst betreten, ließ er einen leuchtenden Blick über die Volksmasse hinfliegen, hob seine entfesselten Hände empor und sprach mit lauter Stimme:

„Gott jegne Dich, Du theure Vaterstadt!“

Dann setzte er sich ruhig auf den Armensünderstuhl und empfing gefaßten Muthes von geübter Henkerhand den Todesstreich.

Nach ihm wurde sein Nefse, Peter Jenny, enthauptet. Wie dieser den Leutpriester auf dem Blutgerüst erblickte, da erhob er entrüstet seine Stimme und sprach:

„Daß ich diesen Tod erleide, ist Niemand Schuld als hier der Leutpriester Läublin. Er hat mich überredet, den Georg entrimmen zu lassen.“

Ein drohendes Murren erhob sich unter der drängenden Menge.

Der Leutpriester erblaßte. Die Henker ergriffen ihr Opfer und rasch war das Haupt abgeschlagen. „Wir werden die Kirche von St. Niklaus nicht mehr besuchen, so lange ein Läublin daselbst die Messe liest“, ertönte eine helle Stimme.

Tausendstimmiger Beifall pflichtete ihr bei und langsam verlief sich die Menge.

Denselben Tag floh der Leutpriester Läublin aus der Stadt und kehrte nicht mehr zurück. Er ist später Leutpriester in Bern geworden.

Am Tage der Hinrichtung Franz von Arsentz wurden die Flüchtlinge aus dem Wallis gegen ein Lösegeld, das Bern bezahlte, aus dem Asyl bei Varsüßern entlassen. Sie wandten sich nach Bern. Wilhelm von Arsent begleitete sie. Oben auf der Höhe Maria Hilf kehrte er sich noch einmal um und schwur den Mördern seines Vaters blutige Rache. Er hat jedoch den Schwur nicht erfüllt.

Zwei seiner jüngern Brüder sind sogar mit Peter Falk in spätern Jahren nach Jerusalem gepilgert.

Siebentes Kapitel.

Georgs Heimkehr.

Die Hinrichtung Arsentz in Freiburg hatte in Bern eine allgemeine Erbitterung wachgerufen.

Die Schmach, die dadurch der ganzen mächtigen Familie de Dießbach war zugesügt worden, hatte auch in dem niedrigsten Bürger ihren Widerhall gefunden und der Bernerstolz fühlte sich auf's Tiefste verletzt, daß die Vorstellungen, Rätze und Bitten Berns zum ersten Mal in Freiburg kein Gehör gefunden hatten. Alle diese Umstände wirkten zusammen, Georgs Sache eine günstige Umstimmung der öffentlichen Meinung zu bewirken.

Im Einverständnis mit der Bürgerschaft nahm daher der Rath seine Angelegenheit thatkräftig zur Hand und schrieb schon auf den 24. März 1511 einen allgemeinen Rechtstag aus, zu welchem alle

Eidgenossen, besonders aber die Freiburger, und endlich der Bischof und das Volk von Wallis geladen wurden.

Die Freiburger trugen Bedenken zu erscheinen, weil sie die Blutrache der Verwandten des hingerichteten Altschultheißens Urjent befürchteten.

Diese jedoch schwuren hochherzig Urfehde, daß die Freiburger nichts von ihnen zu fürchten hätten, wenn sie ferner nichts Ehrenrührerisches gegen Urjent verbreiten würden.

Kardinal Schinner seinerseits weigerte sich, das neue Gericht in Bern als unparteiisch anzuerkennen. Er suchte vielmehr durch List und Ränke den Handel vor die Tagsatzung zu bringen, wo er mit Grund auf gefügigere Richter hoffen mochte. Bern blieb jedoch fest.

Nachdem am Rechtstag kein Kläger gegen Georg aufgetreten war, gab Bern diesen frei, verpflichtete ihn jedoch, noch acht Tage zu bleiben, ob etwa noch ein Kläger sich zeigen möchte. Alsdann ließ man ihn Urfehde schwören, sich nicht zu rächen, und die aufgelaufenen Kosten der Gefangenschaft, sowie das Lösegeld der in's Asyl geflüchteten Frauen Josephs zu bezahlen.

So war nun Georg nach so vielen überstandenen Leiden, Gefahren und Mühsalen endlich wieder frei, und konnte ungehindert als freier Mann mit seinen Rettern in's heimathliche Thal zurückkehren.

Er wußte indessen wohl, daß die Straßen und Gebirgspässe von Unter- und Mittel-Wallis von den Parteigängern des Bischofs besetzt waren.

Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als mit seinen Begleitern den zu dieser Jahreszeit sehr gefährlichen und unwirthbaren Pafweg über die Grimsel einzuschlagen. Den 3. April 1511 trat er den Heimweg an.

Vom warmen Hauch des Föhnens machgerufen, donnerten von den Bergeshöhen und steilen Felsenwänden Lawinen von allen Seiten hinunter in die Thäler und sperren Weg und Steg.

Am Kirchet oberhalb Meiringen, im Oberhaslithal, fanden die Wanderer die finstere Schlauche durch eine riesige Lawine ganz versperret. Sie war oben am Plattenstock angegangen, in's Bett der Nare hinab- und jenseits den Abhang hinaufgefahren. Wie Strohhalme hatte sie die gewaltigsten Fichtenstämme geknickt und sammt Grund und Steingeröll mit fortgerissen. Die mächtigen Granitblöcke, welche als Zeugen der einstigen Eiszeit den festen Quer-Miegel von blauem Alpenfalk krönen, und gleich Schildwachen in's Thal hinunterblicken, hatten das Weiterdringen gehemmt und den Lawinen-

Schnee zürnend aufgebäumt, so daß er haushoch in trümmerhafter Masse den Berapsfad sperrete. Mit großer Mühe und Anstrengung arbeiteten sich die Heimkehrenden hinüber und rückten, immer im tiefen Schnee wattend, langsam das Thal hinauf. Endlich war das gastliche Obdach des „Grimselfspitals“ erreicht.

Mit alter Treuherzigkeit wurden sie vom Spittler und seinen Leuten empfangen.

Wie auch die Liebe zur Heimat und den Lieben vorwärts drängte, die Reisenden mußten sich doch entschließen, den Bitten des Gastwirths nachzugeben, um in der wilden Bergeeseinsamkeit zwischen den Schneekissen des Todes einen Rasttag zu halten.

Dann aber zogen sie wieder neu gestärkt und rüstig weiter zur Höhe des Grimselfpasses hinan und dann die steile noch mit Schnee bedeckte Maieinwand hinab an den herrlichen Rhonegletscher hinunter, wo jugendlich frisch der mächtige Weltstrom seiner Gletscherwiege entspringt. Weiter ging unaufhaltbar ihr Weg, dem Laufe des Flusses entlang, jetzt durch altergrauen Urwald, dann über saftige Alpenweiden, wo eben im Glanze der warmen Frühlingssonne die ersten Blumen, Mailieken, Genzianen, Schlüsselblumen und Schneeglöcklein blühten. Endlich, nach stundenlangem Marsche, war das Rhonethal erreicht.

Als von dem altehrwürdigen Thurme zu Glis die Abendglocke zur Ruhe ladend erklang, traten sie todtmüde in Margaretha's väterliches Haus.

Es war ein rührendes Wiedersehen. Erst machte die Ueber-
raschung desselben die jüngern Kinder verstummen. Dann aber brach sich der Jubel in ungestüme Weise Bahn. Sie hängten sich an der Eltern Kleider und sprangen jauchzend an ihnen empor.

Mit innigster Nührung umarmte Margaretha ihre greisen Eltern. Was hatten sie Alles ausgestanden, seit sie selbe zum letzten Mal gesehen?

Das Alles stund ihr vor der Seele. Bald kam auch Anton Lehner an und grüßte mit herzlicher Freude die Heimgekehrten.

Nachdem der erste Sturm der Freude des Wiedersehens sich etwas gelegt hatte und die dringendsten Bedürfnisse von Hunger und Durst gestillt waren, ging es an ein eifriges Erzählen.

Umsonst hatte der treue Joseph Schinner seine Gattin Margaretha mit den Kindern in Glis zu finden gehofft.

„Der Kardinal“, so erzählte Anton Lehner, „ist besonders auf Dich, Joseph, erbost, weil Du die Mutter und Gertrud nach Freiburg begleitet hast. Er ließ daher Deine Frau und die Kinder sei-

nen Zorn fühlen. Alles, was sie in Sitten an Hässlichkeiten und Kleidern gerettet hatten, mußten die Häscher ihnen erbarmungslos wieder rauben. Darum fühlte sich Margaretha bei uns noch nicht sicher, und ist zum Better Hans in's Einsfischthal hinein geflüchtet, wo sie sich wohl und geborgen fühlt."

"In's wilde Einsfischthal hinein," meinte Joseph Schinner, "werden sich des Ohms Häscher niemals wagen. Das biedere Hirtenvolk des Thales würde ihnen einen Denzettel auf den Rücken schreiben, den sie ihr Lebtag nicht vergessen würden. Ich eile morgens früh hinein, den Lieben unsere Heimkehr zu melden und sie mit mir heraus zu bringen. Sie sollen nun auch hier im Hauptthal sich wieder sicher fühlen."

Während die Kinder, die kleine Gertrud, Margaretha, Maria und Joseph der Großmutter und Tante eifrig von den Gefahren und Verfolgungen erzählten, die sie von den bösen Häschern ausgestanden, besprachen die Männer dagegen ernstlich die Lage des Landes und was vor Allem zu thun sei.

Es war klar vor Georgs Scharfblick, daß er rasch und entschieden gegen den Bischof auftreten müsse, um ihm zu zeigen, welche Stunde für seine Herrschaft im Wallis geschlagen habe.

"Alles", bemerkte Anton Lehner, "ist auf Deine Heimkehr vorbereitet. Sobald die Kunde davon mit Sturmeseile das Land durchfliegt, eilen die Schaaren Deiner Anhänger Dir wohlbewaffnet freudig zu."

"Vermeidet doch den Bürgerkrieg", warnte der greise Vater Lehner, "wenn es nur immer möglich ist. Er ist ein schrecklich Ding, noch schrecklicher als Wassernoth und Pestilenz."

"Sobald der Bischof Ernst sieht", meinte Georg, "so wird er wieder aus dem Lande weichen. Er hat ohnehin wieder auswärts genug Händel angeklüftet."

Mit lautem Jubel wurde die Kunde von Georgs Heimkehr in den obern Zehnen des Wallis vernommen, während Furcht und Sorge die Gemüther der Bewohner der untern Zehnen erfüllten.

Von allen Seiten strömten Georg bewaffnete Gefinnungsgegnossen zu.

Einer der Ersten, die kamen, war der dicke Better Anton Gerwer. Auch Peter Kandanim, der treue Verehrer der holden Rosa, hatte sich bald eingefunden. Ebenso Raget und Loretan, die eifrigen Parteigenossen.

Bald sah Georg sich von einer Leibgarde von 200 Mann umgeben, die in wenigen Tagen zu Tausenden anschwoll.

So sah er sich in Stand gesetzt, mit den Waffen in der Hand sein Recht zu fordern. Indessen war der Kardinal bereits wieder vor dem Sturme der Volkserhebung aus dem Lande geflohen.

Langsam das Thal hinabrückend, scholl Georgs Gewalthausen immer mehr wie eine Lawine im Vorrücken an. Da kamen Rathsboten ihm entgegen und baten ihn bei der Brücke zu Maters, die Bewaffneten zu entlassen. Georg erklärte, er werde es thun, wenn ihm der Rath persönlichen Schutz vor dem Kardinal und seinem parteiischen Gerichte versprechen könnte.

Den konnte der Rath nicht gewähren.

Dagegen sprach er Georg von Schuld und Strafe frei, setzte ihn in alle Rechte wieder ein, und erklärte ihn als ehrenwerthen Freund des Vaterlandes.

Mit grimmigem Zorn vernahm der Kardinal die Kunde von diesem Rathsbeschluß, dieselbe ließ ihn in seinem dadurch tief beleidigten Herrscherstolz die Gefahren der Heimkehr vergessen. Er kam daher in seine bischöfliche Residenz nach Sitten zurück und berief eine Tagfakung nach Ernen im Oberwallis, wo er einst als Pfarrer gewirkt hatte.

Von derselben verlangte er sodann, daß der rebellische Unruhfürstler gefangen genommen und für immer aus dem Lande verbannt werde.

Die Landesabgeordneten weigerten sich, dem Machtgebote des Bischofs zu entsprechen.

Hierauf bot der Kardinal die bewaffnete Macht der untern Zehnen auf und rückte gegen Sitten vor.

Zwischen Maters und Brieg stunden die Walliser beider Parteien zum blutigen Zernichtungskampfe einander erbittert gegenüber.

Im letzten Augenblicke drohender blutiger Entscheidung gelang es den Bitten und Zureden der Rathsboten, eine Vermittlung in einem allgemeinem Rechtstag beider Parteien anzubahnen.

Bei diesem Anlasse hatte Kardinal Schinner indessen eingesehen, daß Georgs Einfluß ihn überflügelt habe, und daß dessen Anhängerszahl weit größer sei.

Zugleich nahmen die Welthändler wieder seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Er beschloß daher für einmal seinem Todfeinde das Feld wieder zu räumen, und auf's Neue nach Rom zu gehen.

Im Glanze seiner Kardinalswürde und in dem hohen Vertrauen des Papstes fand er reichliche Entschädigung für die einstweilige Verzichtleistung auf die Oberherrschaft über das kleine Walliserland.

Es war gerade am zweiten Jahrestag der siegreichen Schlacht bei Agnadel, als Georg in der wieder festlich geschmückten Hauptstadt Sitten seinen feierlichen Einzug hielt.

Ueberall winkten Fahnen, Festbogen, Inschriften und tönte tausendstimmiger Jubel dem schwer geprüften Märtyrer der Volksfreiheit entgegen.

Auf dem Rathhause grüßte ihn eine Abordnung des Landrathes und reichte ihm in silbernem Pokale im Namen des Landes Wallis und der Stadt Sitten den Ehrenwein.

Mit Rührung betrat Georg hierauf die Schwelle seines Hauses wieder, wo mit freudigem Zuruf die ganze zahlreiche Familie den geliebten Vater empfing.

Was hatte sich Alles seit seinem Weggang zugetragen!

Der blutige Schatten seines für ihn hingerichteten Freundes Arsent ging düster an seiner Seele vorüber. Ungewiß und dunkel stand vor ihm die nächste Zukunft. Unwillkürlich mußte er an des Kardinals Rache- und Ränkesucht denken. Er konnte sich daher des heutigen Triumphes nicht aus vollem Herzen freuen. Frau Margaretha, die mit dem Scharfblick treuer Frauenliebe den Schatten sah, der in Georgs Seele sich auf das heitere Bild der Festfreude gelagert hatte, reichte ihm bewegt die Hand und sprach:

„Gott hat bisher ganz wunderbar geholfen; er wird es auch ferner thun. Darum froh und wohlgemuth. Wir wollen nach der traurigen leidensvollen Vergangenheit in ungetrübter Stimmung der heitern Gegenwart uns erfreuen.“

Im traulichen Kreise aller Kinder, der zahlreichen Freunde und Verwandten, schwanden dem geprüften Paare die frohen Stunden der Festfeier heißersehnter Wiedervereinigung dahin.

Manch' ein wohlgemointes Hoch von geistlichen und weltlichen Freunden auf das Wohlergehen von Georg und Margaretha und ihrer ganzen Kinderschaar ausgebracht, fand beifälligen und frohen Widerhall in den Herzen der Theilnehmer, und immer heiterer und freudiger wurde die Feststimmung, bis endlich die Mitternachtstunde gebieterisch und viel zu früh Ruhe mahnte.

Achtes Kapitel.

Neue Sündel und Kerkerhaft.

Wieder war Kardinal Schimer in Rom vom Papst Julius II. mit offenen Armen empfangen worden. Wieder war seine Ankunft sehr gelegen. Das Werk der Vertreibung der Franzosen aus Ita-

lien sollte durchgeführt werden. So hatte der Papst es angelobt, und er war der Mann dazu, das Wort zur That zu machen.

Seine Blicke waren wieder nach den Alpen und auf die Hülfse der kriegerischen Schweizerjugend gerichtet. Zwar hatte die Tagzählung nach dem mißglückten Nachzug der Schweizer in Italien alle fremden Werbungen wieder auf's Strengste verboten.

Aber das war schon oftmals ohne Erfolg geschehen. Die Tagherren hatten dabei erklärt: das Kriegsführen sei ein Fischen mit goldenen Angeln, wobei man mehr verlieren als gewinnen könne.

Schinner wußte gar wohl, daß seinen goldenen Schlüssel sich immer wieder die Herzen der Schweizer öffnen, und daß sie sich immer wieder an goldenen Angeln fangen ließen. Wo das blanke Geld nicht versieg, da führten andere oft bewährte Mittel zu sicherem Ziele.

Mit Vollmachten jeder Art und klingender Münze reichlich versehen, verfügte sich der Kardinal mit fürstlicher Pracht nach Venedig und lud die Schweizer zu neuen Unterhandlungen nach der stolzen Dogenstadt.

Es erschien wirklich eine zahlreiche Gesandtschaft mit dem Auftrag, neben den neuen Unterhandlungen den rückständigen Sold zu fordern. Der schlaue Werber kannte die Schwächen seiner Landesleute und ließ daher mit Hülfe der Venetianer alle Federn springen, um die schweizerischen Löwen wieder für die Sache Rom's zu gewinnen.

Weithin auf's feste Land schickte er ihnen einen venetianischen Hauptmann entgegen, der sie freundlich begrüßen und durch das von den Franzosen versperrte Land begleiten mußte. Am Ufer des Meeres harrten ihrer reichliche Geschenke, vier Fäßchen Malvasier, acht Zuckerkuchen, vier Prachtstücke von Hechten und zwei Duzend Wachskerzen. Eine Meile von der Stadt begrüßte sie der Senat, der in dreißig Barken ihnen entgegengefahren war.

Am Feste Maria Verkündigung nahmen die schweizerischen Abgeordneten bei dem Festzuge in die Sanct Markuskirche mitten unter dem Senate den Ehrenplatz neben dem Dogen ein und wurde ihnen zu Ehren eine besondere kirchliche Feierlichkeit abgehalten.

Kardinal Schinner überreichte ihnen nämlich zwei vom Papste für sie bestimmte, kostbare Geschenke, nämlich einen rothseidenen Hut mit prächtigen Gold- und Seidenstickereien, den heiligen Geist in Gestalt einer Taube darstellend, als Sinnbild der vom Papste feierlich anerkannten Selbstherrlichkeit der Schweizer, und ein mit Perlen

reich geschmücktes Schwert, als Sinnbild der zum Schutze der heiligen Kirche so oft bewährten schweizerischen Tapferkeit.

Bei dem Gastmahle, welches dieser Feier folgte, übergab der Kardinal weiter jedem Ehrengesandten ein Geschenk von 70 Gulden, und stellte obendrein den rückständigen Sold in sichere Aussicht.

Durch solchen glänzenden Empfang für Schinners Pläne gewonnen, kehrten die Abgeordneten voll Begeisterung nach Hause. Sogleich wurden für die neue Werbung wieder alle Hebel in Bewegung gesetzt.

Bald stund Schinner wieder an der Spitze eines schönen Schweizerheeres. In raschem Siegeslaufe wurde eine Stadt von Oberitalien nach der andern und endlich auch Mailand genommen und Ludwig Sforza, der Sohn des von den Schweizern schändlich verrathenen Herzogs, durch den Kardinal Schinner auf den Thron seiner Väter erhoben. Der junge Fürst seinerseits beschenkte den Kardinal zum Zeichen seiner Dankbarkeit mit den Grafschaften Bivigevano, Gravetom und Villanova, welche der neue Herr dann auch sehr eigenmächtig und rücksichtslos verwaltete.

Bomphafte Festlichkeiten, prächtige Banner, volltönende Titel, wie: „Befreier der heiligen Kirche“, lohnte die Schweizer; doch die versprochenen Golddukaten blieben aus.

Vom Siegesglanze des erfolgreichen Feldzuges überstrahlt, fühlte Kardinal Schinner sich in Rom allmächtig, und schwelgte in wahrhaft fürstlicher Leppigkeit und Pracht.

Aber über den fremden Händeln und bei all dem Glanze und solcher Herrlichkeit hatte Schinner seinen Todtsfeind in den Walliser Alpen nicht vergessen.

Er hatte Georg Superjar dem Papste als Franzosenfreund schwarz genug angemalt.

Dieser ließ daher seinen schlauen Rathgeber mit seinen Racheplänen ungehindert gewähren. Kraft päpstlicher Vollmacht lud der Bischof Schinner unter Androhung der schwersten Strafen mit Georg Superjar noch weitere 69 politische Gegner zur Verantwortung nach Rom, darunter auch Georgs Sohn, Franz, drei Priester und Greise von 70—80 Jahren.

Mit Besorgniß hatte Georg diesen Schlag seines Gegners vorausgesehen.

Tieffinnig und in stilles Brüten in sich versunken, hatte Margaretha ihn eines Abends getroffen und theilnehmend um Mittheilung seines Kummerß gebeten.

Da sagte Georg: „Das launenhafte Glück überschüttet den

Kardinal mit seinen Gaben und hat ihn in Rom übermüthig und allmächtig gemacht. Aber dabei wird er die Rache gegen mich nicht vergessen. Du wirst es erfahren, Margaretha."

"Sei guten Muthes, lieber Mann", tröstete die Gattin. "Das Gewissen spricht Dich frei von Schuld. Die Gerichte haben Dich ebenfalls freigesprochen und hier zwischen den himmelhohen Bergen und in unserm freien Lande kann der Kardinal Dir nichts anhaben."

"Er wird es nochmals mit dem Bannstrahl probiren", meinte Georg.

"Er mag es thun", beruhigte Margaretha. "Er wird so wenig, wie das erste Mal damit erreichen. Der Strahl blendet, aber zündet nicht!"

Aber diesmal hatte die kluge Frau sich sehr getäuscht.

Der neue Glanz, der den Kardinal Schimmer in Rom umgab, hatte selbst über die himmelhohen Alpen in's Walliserland hineingeleuchtet, und sein Ansehen neu erhoben.

Dem glücklichen Sieger neigen sich immer die Herzen der Menschenmassen zu.

Auf die erhaltene Berufung vor den päpstlichen Richter in Rom war Georg mit seinen Gesinnungsgenossen zuerst unentschieden, was er zu thun sich entschließen sollte. Die Vorladung lautete dahin, daß die Geistlichen im Falle der Weigerung ihre Pfründen verlieren, und überhin eine Geldbusse von 4000 Gulden zahlen müßten; die weltlichen Vorgeladenen dagegen je 500 Florin zu entrichten hätten. Die nach Rom Vorgeladenen wandten sich an den Landrath. Dieser gab ausweichenden Bescheid, weil dem bischöflichen Fiskal das Recht zustehe, Recht zu sprechen. Daraufhin wandten die Bedrohten sich an **K o n r a d M a u l i s**, den Richter im päpstlichen Palaste.

Dieser seinerseits machte die Vorgeladenen auf die Gefahren aufmerksam, welche sie bedrohten, wenn sie der Berufung Folge leisten und nach Rom kommen würden. Da blieben sie im Lande, ohne Recht zu erhalten.

Nun schleuderte der Kardinal seinen Bannstrahl gegen sie, und verbot unter Androhung von gleicher Strafe Knechten und Mägden und allen Untergebenen, den Gebannten irgendwie behüßlich zu sein.

Der Strahl hatte gegen Erwarten diesmal gezündet.

Bald sahen die Gebannten sich verlassen und allein, als hätte der Hauch der Pestilenz sie ergriffen. Hülflos und überall scheu gemieden, irrten sie in größtem Elend in Wäldern und entlegenen Bergthälern herum. Der Zustand wurde unerträglich.

Zuletzt hatte Schinner noch die Klage der Ketzerei gegen Georg erhoben. Diese bewog ihn dann, endlich mit seinen Genossen der Vorladung nach Rom zu folgen.

Umsonst rieth Margaretha, es nicht zu thun.

„Bedenk' es wohl, Georg“, sprach sie verständig, wie einst Frau Stauffacher, „in Rom hast Du keine Freunde und ist dagegen Schinner allmächtig. Hier aber wird die Wirkung des Bannstrahles auch wieder vorübergehen, und bist Du doch der Freiheit und des Lebens sicher.“

„Ich kann“ entgegnete Georg, „meine Freunde, die für meine Sache eingestanden sind, nicht allein nach Rom pilgern lassen, sondern will Freud und Leid mit ihnen theilen. So fordert es von mir Pflicht und Ehre, und eher will ich das Leben, als sie beide lassen.“

„Der Papst, sagt man, sei ganz in des Kardinals Gewalt“, wendete Margaretha bedenklich ein.

„Er ist sein Freund und heftig und aufbrauend, doch er will stets Gerechtigkeit und haßt das Unrecht. Hierauf vertraue ich und hoffe daher auch in Rom mein Recht zu finden, wie es in Bern der Fall gewesen ist. Zudem hat die Sache Frankreichs in Rom auch ihre einflußreichen Freunde, und diese werden sich für mich verwenden.“

Trotz dieses Trostes in Worten schied Georg mit schwerem Herzen von seinem treuen Weibe und den lieben Kindern.

Nach mühe- und gefahrvoller Reise langten endlich die vorgeladenen Walliser in der ewigen Hauptstadt der Christenheit an.

Schon die erste Nacht nach ihr Ankunft ließ Schinner sie durch päpstliche Häscher in der Herberg gefangen nehmen und in die Engelburg werfen. Gegen eine Bürgschaft von 100,000 Dukaten, welche reiche Freunde erlegten, wurden alle Gefangenen bis auf Georg nach wenigen Tagen wieder freigelassen.

Dieser aber wurde in den scheußlichen Ketzerturm geworfen, in dessen dunklen, feuchten Kerker kein freundlicher Lichtstrahl des Tages zu dringen vermochte und in welchem er ein volles, langes, langes Jahr schmachten mußte. Der gewaltige Walliser, dessen Wille erst noch in seinem Heimathlande so mächtig gewesen war, schien auf einmal von der Erde verschwunden und verschollen zu sein.

Margaretha hatte Georgs Gefangennahme vernommen und ihr ahnte über sein Schicksal nichts Gutes.

Das ließ ihrer treuen Liebe keine Ruhe mehr. Weder die weite

Entfernung, noch die Gefahren der Reise vermochten die würdige Matrone zurückzuhalten.

Zum zweiten Mal griff sie zum Wanderstab. Joseph und seine Gattin begleiteten sie.

Gertrud war ihrem Wilhelm als Gattin nach Frankreich gefolgt.

Ohne Ruhe und Rast ging die Reise über die unwirthbaren Höhen des Simplons hinab nach den gesegneten Gefilden Italiens und durch die Kriegsschaaren der Franzosen, Schweizer und Römer bis hin nach Rom.

Nach langer, vergeblicher Mühe gelang es den treuen Nothhelfern, den Kerker endlich auszufundschaffen, in welchem Georg lebendig begraben lag. In düsterer Verzweiflung hatte er darauf verzichtet, je wieder das holde Licht des Tages zu erblicken. Der Gefängnisthurm war mit dicken Mauern, tiefen und breiten Wassergräben und doppelten und dreifachen Wachen wohl versehen. Kein goldener Schlüssel vermochte seine schweren Thüren zu erschließen.

Wie so oft, so lagen wieder eines Tages die drei Pilger aus der Schweiz in der Dominikaner Kirche vor dem Bilde der heiligen Madonna auf den Knien und flehten inbrünstig um ihren mächtigen Beistand zur Rettung des gefangenen Vaters. Die stummen Thränen der Frauen und ihre Seufzer, sowie das eifrige Gebet Josephs rührten einen langen, hagern Dominikanermönch mit schneeweißem Barte, der die Fremden schon wiederholt und ungesehen beobachtet hatte.

Wie sie aufgestanden waren und eben weggehen wollten, trat der Mönch auf sie zu und bat sie um die Ursache ihrer Thränen und ihres Kummeres.

Margaretha nannte sie ihm offenherzig.

Vater C a j e t a n — so hieß der Mönch — fand sich durch die schmucklose und treuherzige Erzählung der würdigen Frau tief ergriffen. Er reichte Margaretha die Hand und sprach: „Ich hoffe, daß ich Euch helfen kann.“

„O Gott!“ wie wäre das möglich?“ frug Margaretha, die Mutter, ganz erstaunt.

„Unser Orden hat freien Zutritt in den Kerker.“

„Dann laßt mich Euer Laienbruder werden“, sagte Joseph Schimmer rasch entschlossen.

Erstaunt und fragend schaute die junge Frau ihren Gatten an. Joseph winkte ihr bedeutungsvoll.

„Ich verstehe Euch“, bemerkte Cajetan. „Ihr hofft, in der Rutte

zu dem Gefangenen zu gelangen. Das mag wohl möglich sein. Wir wollen es versuchen.“

Als Neffe des Kardinal Schinner's fand Joseph's angeblicher Eintritt in das Noviziat der Dominikaner keine Schwierigkeiten. Bald trug er das weiß und schwarze Ordenskleid und begleitete Vater C a j e t a n in Georg's Kerker. Trotz der Kette erkannte der Gefangene seinen Schwiegersohn an der Stimme und schloß ihn tief gerührt in seine Arme.

„Ich mußte es wohl“, sprach er tief bewegt, „daß Eure Treue nicht ruhen werde, bis Ihr den Weg zu meinem Kerker zum zweiten Mal wieder gefunden habt. Gott lohne Euch solche Treue! Wie wird Dein Oheim mich darum beneiden.“

Schon regt sich in meinem Herzen die Hoffnung auf Befreiung auf's Neue wieder.

Sagt an, ehrwürdiger Vater, ist keine Rettung aus diesen Mauern möglich?“

„Ich sehe keine“, entgegnete kopfschüttelnd der Greis. „Wohl sucht unser mächtiger Orden den unbeschränkten Einfluß zu brechen, den Kardinal Schinner auf den heiligen Vater übt. Aber es wird ihm sehr schwer werden, dieses Ziel zu erreichen. So lange aber Schinner's Einfluß fortregiert, wird Euer Kerker sich niemals öffnen, denn seine Rache ist unerbittlich.“

„Ich fürchte es auch“, seufzte Georg tief. „Doch der Mensch denkt, Gott lenkt!“

Und er hatte es ganz unverhofft gelenkt.

Den 17. Februar 1513 Morgens früh flog mit Blitzeseile die Trauerfunde durch die ewige Stadt Rom, der Papst sei mitten aus seinem thatenreichen Leben die letzte Nacht von einem Schlagflußanfälle dahingerafft worden.

Und so war es auch. Bald verkündete der helle Klang der großen Silberglocke auf dem Kapitol, die nur beim Absterben des Papstes geläutet wird, daß der Oberhirt der ganzen Christenheit nicht mehr unter den Lebenden weile.

Der Papst war todt, aber die Gemüther der Menschen harrten in steigender Spannung der Wahl seines Nachfolgers entgegen. Mit kühnen Hoffnungen war Kardinal Schinner von Mailand herbeigeeilt, wo er mit dem jungen Herzog Sforza in Sans und Braus gelebt, während sein Gegner Georg im finstern Kerker schmachtete.

Die Blicke der päpstlichen Partei waren wirklich auf Matthäus Schinner gerichtet, während die französische Partei mit äußerster Anstrengung seine Wahl bekämpfte.

Der Erfolg der Papstwahl entschied auch das Schicksal Georgs. Ging Schinner als Papst aus dem Konklave hervor, so blieb Georg für immer lebendig begraben und sein Name war aus dem Buche der Lebendigen gestrichen.

Siegte dagegen die französische Partei, so leuchtete ihm wieder fröhlich der Hoffnungstern der Freiheit entgegen.

Und so geschah es auch. Mit einer Stimme Mehrheit ging Leo X. als Papst aus der Wahlurne des Konklaves hervor, und damit war auch Schiners überwiegender Einfluß in Rom für immer gebrochen.

Den neuen Kirchenfürsten leiteten andere Zielpunkte, als seinen kriegerischen Vorgänger.

Der Glanz der eigenen Familie und die Pflege der Künste und Wissenschaften lagen ihm besonders am Herzen. Dazu war ihm die Mitwirkung von Frankreich nothwendig.

Der König hatte seinerseits auch wieder seine guten Gründe, sich mit dem Papste in's gute Einvernehmen zu setzen.

In Folge dieses Umschwunges der Politik kamen die früher so verhaßten und verfolgten Franzosenfreunde zu Gnaden und kehrte sich nun ihr voller Haß gegen den erst noch allmächtigen Kardinal Schinner.

Ihm Nahrung zu geben, bot die Sache des wie todt verschollenen Georgs willkommenen Anlaß. Vater Cajetan regte sich für seinen Schützling, und auf Verwenden des nun wieder mächtigen Dominikanerordens wurde die Wichtigkeit der Anklage Schiners gegen Georg nachgewiesen und dieser als ein guter Vaterlandsfreund freigesprochen, der nach seiner Ueberzeugung zum Wohle seines Landes gehandelt habe.

Schon am Todestage Julius II. hatte Joseph Schinner in Begleit von Vater Cajetan sich den Zutritt in Georgs Kerker zu verschaffen gewußt und ihm die Freudenbotschaft überbracht, daß mit dem Absterben des Papstes seines Oheims Stern erblichen und dagegen derjenige einer baldigen Befreiung aufgegangen sei.

Mit tiefer Gemüthsbewegung hatte der Gefangene die überraschende Kunde vernommen. Mit gefalteten Händen erhob er seinen dankerfüllten Blick nach oben und sprach:

„So soll ich doch wieder Gottes liebe Sonne sehen und in vollen Zügen der Freiheits Lebenslust wieder trinken! Dem Himmel Dank für dieses schon aufgegebene Glück!“

„Mein Freund“, hub Vater Cajetan an, und reichte Georg die Rechte, „die Hand des Herrn ruhte schwer auf Euch. —

Doch treue Liebe wird bald Euern Kerker öffnen und in ihrer Pflege werdet Ihr Euch bald wieder erholen.“

Am Tage der ersehnten Befreiung traten auf Verwenden Vater Cajetans Gattin und Tochter mit Joseph Schinner, der sein Mönchskleid wieder abgelegt, in den Kerker, lösten Georgs Fesseln und führten ihn mit stillem Herzensjubel hinaus an's helle Licht des Tages.

Wie geblendet vor seinem Glanze stand Georg lange schweigend und tief aufathmend da, und grüßte mit feuchten Augen das so lange und sehnlichst gewünschte Glück der Freiheit.

Wirklich hatte Georg sich im Genuße der Freiheit und einer liebevollen Pflege bald wieder erholt, so daß er an seine Heimkehr denken konnte. Die Nachrichten, die aus der Heimath gekommen waren, mahnten zur Eile.

Neuntes Kapitel.

Des Kampfes Fortgang und Ende.

Wie Cardinal Schinner in Mailand, so hatten seine drei Brüder im Wallis ein gewaltthätiges Willkürregiment geführt. Weder Recht noch Freiheit galten mehr im Lande. Die Anhänger Georgs waren als rechtlos erklärt und irrten im äußersten Elend umstir in Wäldern und entlegenen Gebirgsthälern umher. Hinter den Trümmern des Getroz-Gletschers im Einsischthal, welche durch Einsturz einen viel hundert Fuß hohen Eisdamm gebildet hatten und das Stinea-Thal durch Aufstauung des Thalwassers überslutheten, hatte die Familie Georgs eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Ein schweres Stück Arbeit harrete auf Georg bei seiner Heimkehr. Aber der klare Einblick in die heillosen Verhältnisse gaben ihm auch die alte Thatkraft wieder.

Wie Raubritter hatte sich das Bruderkleeblatt des Cardinals in der festen Burg zu Martinach wohl verschanzt. Gegen dieselbe erging der erste Sturm. Sie wurde erobert und zerstört. Die drei Brüder ergriffen die Flucht. Auf's Neue versuchte der Cardinal gegen seinen siegreichen Gegner die schon so oft bewährten geistlichen Waffen. Monate lang ließ er Georg und seine Anhänger durch die Geistlichkeit des Landes Wallis an allen Kirchthüren verfluchen und mit ihnen Alle, welche sie irgendwie unterstützten. Aber diesmal hatte der Bannstrahl nicht mehr die frühere Wirkung.

Die entseffelte Parteimuth und rohe Willkür hatten die Gemüther verwildert. Viertausend Menschen starben ohne Sacrament an der Pest und blieben ohne christliches Begräbniß. Mord und Todtschlag waren

an der Tagesordnung. Der rothe Hahn flog unermüdtlich in schaudervoller Lohe durch das Land.

Anton Gerwer, der bei der Mäzge gegen Schinner dabei gewesen, hatte zu Glis einen Priester erschossen, weil er mit dem Bannfluch des Kardinals Befehl vollzogen.

Da überfielen die Einwohner des Eichenhals seine beiden Söhne und schlachteten sie förmlich wie die Schweine.

Darauf schwur der Vater fürchterliche Rache. Mit freiwilligen Helfern überfiel er in einer Nacht das Dorf Crevola und hat daselbst so Viele ermordet, daß 99 Ehefrauen zu Wittwen wurden.

Kardinal Schinner erhob gegen Georg bei Papst Leo X. neue Klage.

Dieser wies sie an den Offizial von Genf, welcher dem Volke Recht gab und ihm eine Entschädigung von 100,000 Gulden zuerkannte. Der Kardinal kümmerte sich indessen nichts um den geistlichen Nachspruch und antwortete den Abgeordneten von Brieg, die um Frieden für das Land baten, mit stolzem Hohne: „Das ganze Bisthum Sitten trägt nicht einmal so viel ein, um die Kerzen auf meiner Tafel zu bezahlen.“

So blieb Alles im Alten und der Zustand roher Gesetzlosigkeit dauerte fort.

Endlich erbarmten sich die Waldstätte des unglücklichen Landes und versuchten es, Recht und Ordnung in demselben wieder herzustellen.

Die Kriegsknechte beider Parteien mußten bis auf sechs Mann alle entlassen werden. Da überfielen die sechs Knechte Schinners den Mastelan zu Martinach, sperren ihn in's Schloß, sammelten die Anhänger des Kardinals, mißhandelten Viele und tödteten Einige. Mit Mühe gelang es den Vermittlern der Kantone, zu verhindern, daß nicht Gewalt mit Gewalt abgetrieben wurde.

Mit dem unglücklichen Ausgang der Niesenschlacht bei Marignano, die 6000 Eidgenossen das Leben gekostet hatte und vorzugsweise das Werk des Kardinals gewesen war, war sein Stern im Wallis erbleicht und der letzte Rest von Volksgunst geschwunden. In das Jammergeschrei, welches die ganze Schweiz durchdrungen hatte, mischten sich die Flüche und Verwünschungen gegen den geistlichen Ränkeschmied.

Dieser hatte sich nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht, in der er indessen selbst tapfer mitgekämpft, zu Kaiser Maximilian nach Innsbruck begeben, um ihn zu einem neuen Feldzuge nach Mailand zu bewegen. In Sitten aber hatte Georg vor der bischöflichen Residenz zum zweiten Mal die Mäzge aufgerichtet und darauf seinen Sohn als Bisthumverweser eingesetzt. Als Antwort beredete Kardinal Schinner den Kaiser, die Reichsacht gegen Georg auszusprechen. Um

dem von Parteiwuth zerrissenen Lande Ruhe zu geben, bildete sich endlich im Wallis eine dritte Partei, diejenige der Neutralen, welche ihre Hilfe derjenigen Partei zusagte, die da Recht verlangen werde. Das that nun Georg und brachte die Klage vor ein Schiedsgericht in Luzern. Mit seinen Brüdern erschien auch der Kardinal, bestritt aber dem Gerichte die Gewalt, über einen Kardinal richten zu dürfen.

Von dem Gerichtstage in Luzern ging er über die Furka nach Münster im Oberwallis und sagte dorthin einen Rechtstag an.

Da griffen die Visper, Brieger und die Leute von Ernen zu den Waffen und trieben den Kardinal mit den Seinigen über die Furka zurück. Daraufhin hielten die Landleute den 1. Herbstmonat einen Landtag zu Ernen und beschloffen, den Kardinal so lange nicht mehr in's Land zu lassen, bis endlich der Papst ihnen Recht verschafft habe. Sie setzten einen Landfriedensbeschluß in 28 Artikeln auf, der zur Magna Charta des Walliservolkes wurde.

In demselben war die Wahl des Landesherrn (Bischofs) dem Kapitel mit der Landschaft vorbehalten und hatte der Gewählte dem Lande und den Zehnen zu schwören. Hielt er sich ohne Wissen und Willen der Landschaft länger als sechs Wochen und drei Tage außer Landes auf, so soll dieselbe einen Andern wählen. Bis Matthäus Schinner das Recht anerkannt, soll er ausgeschlossen und beim Zuwiderhandeln gestraft werden. Sowohl geistliche als weltliche Unruhstifter verfallen mit Leib und Gut.

Hausdurchsuchung darf nur mit Einverständniß des Landrathes bei Ketzerei, Mord, Diebstahl und Verrätherei stattfinden. Kein Handel darf außer Land geführt und bei Verhören kein Zwang angewendet werden.

Der Kardinal ließ die Landleute auf den 28. Oktober nach Zürich und den 17. Dezember nach Rom laden.

Vor das letztere Gericht berief er 15 Anhänger Georgs. Sie schickten ungeachtet ihres Landfriedensbeschlusses ihre Boten und der Prozeß wurde, was bisher unerhört war, gleichzeitig in Zürich und zu Rom betrieben. Trotz ihrer Verantwortung wußte der Kardinal durch List, Beredtsamkeit und Mißbrauch der Gewissenhaftigkeit der Gemüther vom Papste die Exkommunikation der Gegner zu erwirken.

Daraufhin verbrannte Georg den 5. Januar 1518 das vom Bischof neu erbaute und seit fünf Monaten belagerte Schloß Martinach.

Mit eiserner Gewalt behauptete er die Diktatur des Landes. Zu diesem Zwecke mußten ihm auch verwerfliche Mittel dienen. Einst hatte er ein Altentstück gefälscht, damit einen verhaßten Gegner zu

zernichten. Blinde Parteiwuth hatte den Sinn für Gesetz und Recht geblendet.

In der Hauptstadt waren blutige Auftritte an der Tagesordnung.

Sechs Domherren und sieben andere Priester hielten es mit dem Kardinal, sechs andere mit Georg. Unter diesen hielt Philipp von Platea die Kathedrale 30 Monate in seiner Gewalt. Während dieser Zeit wurde sie durch 16 Mordthaten geschändet.

Noch einmal wagte es der Kardinal, in's Land einzudringen. Er wurde jedoch durch die Anhänger Georgs zurückgejagt.

Da nahmen wieder fremde Welthändler seine Thätigkeit in Anspruch.

Den 12. Januar 1519 hatte Kaiser Maximilian das Zeitliche gesegnet.

Da bot der Kardinal alle seine so oft bewährte Staatskunst auf, den Wunsch des Königs von Frankreich nach der deutschen Kaiserkrone zu vereiteln und Karl V., dem Könige von Spanien, selbe zuzuwenden. Sein Plan gelang und sicherte ihm des jungen Kaisers Gunst in hohem Grade.

Bereitwillig erhielt er daher von ihm die Bestätigung der Carolina für das Wallis und der Achterklärung gegen Georg. In dem kaiserlichen Erlasse wurden die Walliser als ein unwissendes und unbehändiges Volk geschildert, roh und mild, wie seine starren Berge.

Der Tod allein konnte die unseligen Wirren lösen. Es geschah.

Stets mit der Rache gegen die Walliser beschäftigt, brachte Kardinal Schinner den Rest seiner Lebenstage in Rom zu. Er hatte sich vom Kaiser eine Urkunde ausstellen lassen, welche alle Rechte bestätigte, die der Bischof von Wallis von Karl dem Großen erhalten zu haben glaubte.

Bevor er sie jedoch geltend machen konnte, starb er im Jahr 1521 nach dem Ableben Papst Leo X. den 15. Dezember im Conclave in Rom, mitten in der Aussicht, den päpstlichen Stuhl zu besteigen.

Gerüchte munkelten, er sei vergiftet worden. Die Wahrheit ist nie an den Tag gekommen. Die Urkunde hatte er Andern vermacht. Mit zäher Ausdauer wies das Volk die Ansprüche seiner Nachfolger, die sich auf die Carolina stützten, zurück.

Nach des Kardinals Schiners Ableben hatte Papst Hadrian VI. den Hofkaplan des Kardinals, Adrian I. von Riedmatten, zum Bischof von Wallis ernannt.

Das Domkapitel dagegen mit den Abgeordneten der Zehnen wählte den Domherrn von Platea, dem aber der Papst die Bestätigung versagte. Sie wohnten darauf beide einträchtig in der bischöflichen Residenz, aßen an einer Tafel und saßen im Landrath

auf einem Doppelsitz. Ihrer Fürsprache gelang es sogar, von Rom zu erwirken, daß Georg mit seinen Mitangeklagten von allen den schrecklichen päpstlichen Conturen freigesprochen wurde, mit welchen die Kirche die gewalthätige Besiznahme geistlicher Güter belegt und endlich mit dem Interdict ihnen jeden geistlichen Trost der Seelen in diesem und in dem jenseitigen Leben entreißt.

Zehntes Kapitel.

Erstes Sterben.

Die langen und blutigen Wirren des unglücklichen Heimatländes und erschütternde Schicksalsschläge hatten indessen ein edles Frauenherz gebrochen. Frau Margaretha, die treue, verständige Gattin Georgs, die liebevolle Mutter seiner Kinder, weilte schon lange nicht mehr unter den Lebenden. Mit dem Heldenfinne treuer Frauenliebe hatte sie zweimal ihren Gatten aus harter Gefangenschaft befreit und mit dem Starkmuth eines Mannes Kummer, Angst, Sorge und die Beschwerden weiter, gefahrvoller Reisen ertragen.

Kein äußeres Angemach vermochte ihren Muth zu beugen. Aber allmählig schlich sich düsterer Kummer in ihr fromm Gemüth und fraß stille wie ein gieriger Wurm an ihrem Herzen. Der grauenvolle Bannfluch der Kirche, der auf ihrem Gatten und seinen Anhängern lastete, beunruhigte doch nachgerade ihr zartes Gewissen.

Sie sah mit Schmerzen eine rasch wachsende Verwilderung der Gemüther in seinem Gefolge. Es fiel ihr am meisten schwer bei ihrem Gatten. Die Wuth der Parteileidenschaft hatte ihn ganz verwandelt.

Der edelmüthige und uneigennüthige Kämpfer für die Freiheit und die Rechte seines Volkes schien ihr zum rache- und ränkesüchtigen Gewalthaber geworden zu sein.

Unwirsch und finster wurde immer mehr sein Wesen und dem traulichen Kreise der Familie mehr und mehr entfremdet.

Die Gewaltthaten von Mord und Brand, die an der Tagesordnung waren, hielten sein leidenschaftliches Gemüth in steter Spannung und das rastlose Ränkespiel des Cardinals, die unermüdblichen Rechtsklagen ließen es nie zur Ruhe kommen.

Der Fälschung Frevelthat hatte seinen Ehrenschild befleckt. Die Achtung des Weibes vor ihrem Manne, der Liebe nährend Del, war verschüttet. Eine Kluft der Herzen that sich auf und wurde immer weiter und weiter. Wie wachsend Eis die Felsenklüfte sprengt, so hatten die unerbittlichen Schläge des Schicksals den stillen Frieden

des Hauses zerstört und Jammer und Schmerz in reicher Fülle in immer reicherm Maß ihr gebracht.

Im Jahre 1519 hatte die orientalische Pest, diese Geißel Gottes, das in heilloser Zermürbniß entzweite Walliser Volk schwer getroffen. Der schreckliche Beulentod war in's Land hineingebrochen und hatte seine fürchterliche und reiche Ernte gehalten. Auch Georgs fürstlicher Palaß war von dem Würgengel nicht verschont geblieben.

Eines Tages war das jüngste Kind, der Liebling der Mutter, die holde *Maria*, voll Schrecken nach Hause gekommen und hatte der Mutter jammervoll erzählt, sie habe den Todtenwagen zum Kirchhof fahren sehen, darauf die scheußlich schwarzen Leichen wie Mehlsäcke hoch aufgehäuft, ein gräulich Schauen. Ein Schauder sei ihr bei dem Anblick durch den Leib gefahren und sie habe zittern müssen wie ein Espenlaub. Jetzt fühl' sie sich sterbensmüde und vermöge kaum mehr die Füße zu heben, die schwer wie Blei seien.

Mit Entsetzen sah die Mutter das rasche Wechseln der Farbe auf ihres Lieblings Wangen und seine plötzlich entstellten Züge.

Wie ein Schwert fuhr plötzlich der Schreckensgedanke durch der Mutter Seele: „Das Kind hat die Pest!“

Mit Thränen in den Augen strich sie dem Liebling die dunkeln Haare von der eiskalten Stirn, küßte es auf selbe und sprach: „Kommt, mein Kind, Du bist krank, Du mußt zu Bette gehen.“

Bald folgte dem Fieberfroste eine glühende innere Hitze mit unlöslichem Durst.

„Um Gotteswillen, Mutter, Wasser, gebt mir Wasser,“ schrie die Kleine immerfort. Die Mutter brachte ihr das ersehnte Labfal und die Kranke leerte das Glas, ohne es einmal von den glühenden Lippen zu entfernen.

Dann schrie sie wieder: „Mehr, Mutter, mehr, o mehr!“ Bald stellte sich heftiges, schwarzes Erbrechen ein und mit ihm schmerzhafteste Wehen in den Weichen, am Halse und unter den Armen, die rasch zu Eitergeschwüren wurden. Dabei ward die Haut des Körpers dunkelgelb und bedeckte sich mit schwarzen, brandigen Blattern. Wildes Irreden stellte sich ein und am dritten Tag war das holde Kind schon eine Leiche.

Rasch wurden darauf die vier jüngsten andern Kinder ergriffen und fielen ebenfalls der mörderischen Seuche als unschuldige Opfer. Auch die Mutter, die sie Alle mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt, wurde von der Pest ebenfalls ergriffen und schwebte viele Tage zwischen Tod und Leben. Endlich siegte ihre kräftige Natur. Gutartige Eiterung stellte sich in ihren zahllosen Hautgeschwüren ein,

aber Monate lang schwankte sie wie der Schatten an der Wand entkräftet umher, ohne Muth und Lebensfreude.

Beide kehrten nimmer wieder.

Der Mutter Seele weilte bei ihren Kindern, die ihr aus diesem irdischen Jammerthal in's bessere Jenseits vorangegangen waren.

Mit verschwenderischer Pracht hatte Georg neben der Pfarrkirche zu Glis eine herrliche Grabkapelle erstellen lassen für ihn, seine Ehefrau und die 23 ehelichen Kinder. Dieselbe trug die Inschrift:

„Der heiligen Anna, Mutter der heiligsten Jungfrau, hat Georgius Superjar, des goldenen Ritterordens, die Kapelle gebaut 1519 und den Altar gestiftet und dotirt und das Patronatrecht seinen Erben vorbehalten, da er aus der Margaretha, seiner Gemahlin, 23 Kinder erzeugt hatte.“

Hierher waren die Leichen der fünf an der Pest gestorbenen Kinder gebracht worden und eben dahin pilgerte die Mutter, so oft sie konnte, und verweilte in stillem Gebete oft Stunden lang bei ihren Gräbern. Immer mehr fühlte sie sich von dieser Welt wie *a b g e s c h i e d e n*. Dazu hatten auch noch anderweitige Schicksalsschläge im Familientreife das Ihrige beigetragen.

Joseph Schinner war während der blutigen Kämpfe zwischen Oheim und Schwiegervater der schwierigen Zwischenstellung herzlich satt geworden und hatte durch freiwillige Verbannung sich derselben entzogen. Er hatte nämlich bei Vivis am Lemanssee sich einen hübschen Landsitz angekauft und war mit Frau und Kindern dahin gezogen und daheim wie verschollen.

Ein viel schlimmeres Schicksal als seinen unglücklichen Vater hatte *Wilhelm von Arsent* getroffen.

Zwar hatte er seinen Racheschwur nicht gelöst und war im Jahre 1520 seiner Vaterstadt Bürgermeister geworden. Aber sein Hang zum fremden Söldnerdienst und wildem, abenteuerlichem Leben ließ ihm daheim keine Ruhe. Er war mit Gertrud nach Frankreich gezogen. Da bekam er wegen nicht bezahlter Anforderung mit dem König Streit. Die Tagsatzung sprach Arsent zwar Recht, aber dennoch konnte er nicht zur Bezahlung gelangen. Da erhob er auf eigene Faust gegen Frankreich eine blutige Fehde. Er überfiel in der Landschaft *Generois* das königliche Schloß *Unache* und führte die Gattin des Oberhofmeisters, Frau *Montchence*, mit ihrem Tochtermann nach *Saint Coudé*. Damit noch nicht zufrieden, verlockte er mit Hülfe seines Neffen drei junge französische Edelleute, die in Basel studirten, nach Hünningen und führte zwei davon den Rhein hinab nach dem

Schlosse Schwarzenbach. Dem Dritten, der sich zur Wehr setzte, ließ er eine Flintenkugel durch den Leib jagen.

Basel machte Miene, die Frevelthat zu rächen und die Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Den Schultheiß von Bettikon, der zur Entführung Hand geboten, setzte es gefangen. Durch Vermittlung der Tagsatzung kam es nach Einnahme von Schwarzenbach durch Oesterreichs Macht zu einem Vergleich, laut welchem die Gefangenen an Basel freigegeben wurden.

Bald nachher wurde Wilhelm von Arsent in Lothringen gefangen und an den König ausgeliefert, der ihn enthaupten ließ.

Die erlittene Schmach hatte Gertruds stolzes Herz gebrochen. Wenige Monate nachher folgte sie ihrem Manne in der Fremde, weit entfernt von den Ihrigen, in den Tod.

Ein trauriges Schicksal hatte auch die dritte Tochter, die liebliche Rosa, getroffen. Sie hatte den unermüdllichen Bewerbungen ihres treuen Verehrers, Peter Condamin, endlich Gehör gegeben und war ihm als Ehefrau in das stille Bergdörfchen Droma hinauf gefolgt. Drei liebliche Kinder waren der Segen ihrer glücklichen Ehe, deren stillen Frieden nur die unbezähmbare Leidenschaft ihres Mannes zur Gensjagd störte.

Wie oft hatte Rosa mit Thränen in den Augen ihren Peter gebeten: „Gang doch nit, 's ist G'fahr um's Leben.“ Einmal — im Spätherbst war's — da war er wieder auf die Jagd gegangen, aber nicht mehr heimgekommen. Seine Freunde hatten ihn umsonst gesucht, und da der Winter früh in's Land gebrochen war, mußten sie ihre Nachforschungen einstellen. Im Frühling fand der Gaisbüch seine Leiche zerschellt und verfallen am Fuße einer himmelhohen Felsenwand. Eine erlegte Gemse lag verfault neben ihm. Man erkannte ihn nur noch an seinem Gewehr und an den Kleidern.

Rosa wies die glänzendsten Bewerbungen beharrlich ab und lebte als trauernde Wittwe nur einzig der Erziehung ihrer hoffnungsvollen Kinder auf dem bescheidenen Güttchen ihres Mannes.

Wie der Spätherbst die dürrn Blätter von den müden Bäumen schüttelte, war auch Mutter Margaretha erschöpft auf das Krankenbett gesunken, das sie nie mehr verlassen sollte. Endlich kam es zum ersehnten Sterben. Weinend umstanden Georg und die noch lebenden Kinder das Sterbebett der guten Mutter. Die Scheidende hatte ihnen der Reihe nach die schon halberstarke hagere Hand gereicht und sprach sodann mit leuchtenden Blicken: „Der Friede und Segen Gottes sei mit Euch und seine Liebe versorge Euch mit aller Nothdurft des Leibes

und der Seele. In seine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Der Lichtglanz höherer Verklärung flog über die edlen Züge.

Die fromme Dulderin, die Niobe des gewaltigen Hauses, hatte vollendet.

In der Grabkapelle zu Glis unter derjenigen der meisten ihrer Kinder ruht ihre Asche, im Herzen der Nachwelt ihr segensreiches Andenken.

Aus ihrer zahlreichen Nachkommenschaft kannte *Josias Simmler* im Jahre 1574 noch mehrere Abstammlinge und erwähnt besonders eines durch Vorzüge des Geistes wie des Leibes gleich ausgezeichneten Mannes, welcher den Namen des Großvaters führte und den er in Zürich kennen gelernt hatte.

Im Jahre 1540 wurden dem Sohne *Georg Superfay* auf Verwenden *Derer von Sitten, Siders, Visp und Brieg* viele Güter und Häuser wieder zurückgestellt, die dem Vater durch *Bischof Schinner* und seine Anhänger waren abgenommen worden. Jahrhunderte lang finden wir die Nachkommen des kühnen Kämpfers *Georg Superfay* in den höchsten Ehrenämtern des Landes.

So wurde im Jahre 1576 *Bartholomäus Superfay* *Großkastlan* des *Rehnens von Sitten*, 1577 *Georg Superfay Maier* zu *Mörel* und 1580 *Großkastlan* zu *Sitten*. Die gleiche Würde bekleidete 1609 *Johann* und 1692 *Walthasar Superfay*.

Vom Jahre 1701 bis 1734 saß der letzte männliche Nachkomme des Geschlechtes auf dem *bischöflichen Stuhle* zu *Sitten*. *Franziskus Josephus Superfay* war ein Mann von fürstlichem Ansehen, wie *Vater Sigismund Furrer* in seiner Geschichte des *Wallis* sagt.

Im Jahre 1556 war im *Wallis* unter dem Beifall des Landes und mit Beihülfe der *Schweizergesandten* unter großer Feierlichkeit das Sinnbild der *Volksrache*, die verhängnißvolle *Mazze*, begraben worden, die anderthalb Jahrhunderte an der *Tagesordnung* gewesen war und dem *Walliservolke* so viel Blut und Thränen gekostet hatte.

Elftes Kapitel.

Georgs Ende.

Mit dem Tode des *Kardinals* hatten endlich auch die unseligen *Parteikämpfe* der *Welfen* und *Gibelinen* im *Wallis* ihr lange umfonst ersehntes Ende erreicht. Damit war aber auch der Glanz eines *Parteihauptes* für *Georg* erloschen. Dagegen erhob der giftige *Neid* sein *Schlangehaupt* wider ihn. Erst hieß es im *Geheimen*: der *Reich-*

thum Georgs sei nicht unsonst, er habe dem Lande große Summen, welche der König von Frankreich für dasselbe geschickt, vorenthalten und in den eigenen Sack gesteckt. Neunzig Jahre hatten seine dunkeln Haare längst silberweiß gebleicht und mit dem Alter war auch die Schroffheit seines Charakters mehr und mehr hervorgetreten und hatte die Mißgunst des auf die durch Georg erworbene Freiheit eifersüchtigen Volkes erregt, das so gerne heute seine Günstlinge in den Staub wirft, die es erst gestern noch zum Himmel erhoben hatte. Immer lauter ließen sich Stimmen hören, Georg gehe mit dem Plane um, das Land an einen Fürsten und die reichen Silberminen zu Vagnes an Bern zu verkaufen und das Gebirge von Durance an Savoyen abzutreten.

Es kam wirklich so weit, daß Georg im Jahre 1529 vom Landrath in eine Geldbuße von 12,000 Thalern verurtheilt wurde. Damit begnügte man sich noch nicht. Der stete Verkehr, den Georg mit Frankreich unterhielt und die großen Geldsummen, die von dorthier kamen, beunruhigten fortwährend das Volk.

Mit klarem Blick und tiefem Grolle hatte Georg erkannt, daß sein Stern im Wallis erloschen sei.

Der Undank des Volkes fraß an seinem Herzen und verbitterte sein noch immer leidenschaftlich bewegtes Gemüth. Er beschloß, noch einmal zum Wanderstab zu greifen und freiwillig das Heimatland für immer zu verlassen.

Wieder zog er das Land hinab und ging zu seinem Tochtermann **J o s e p h S c h i n n e r** nach Vivis.

Mit offenen Armen wurde er von ihm, von der liebevollen Tochter **M a r g a r e t h a** und ihrer zahlreichen munteren Kinderschaar empfangen. Zu unermüdlicher Aufmerksamkeit und Sorgfalt wetteiferten Alle, dem schwergeprüften Großvater die letzten Tage seines bewegten Lebens zu verhüßen.

In friedlicher Ruhe und stillem häuslichen Glücke verflossen ihm die letzten Lebensjahre. Schon war ein volles Jahrhundert über seinen Scheitel hingerollt.

An einem schönen Sommerabende saß er mitten in der frohen Enkelschaar in der Laube im Garten und wiegte seinen jüngsten Enkel auf den Knien. Zu den Füßen des schönen Nebgeländes, welches das bescheidene Landhaus umgab, erglänzte der ruhige Spiegel des Lemans in den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne und rosiges Alpenglühen verklärte die Spitzen der Hochalpen.

Da trat ein ehrwürdiger Greis am Wanderstabe in den Eingang der Laube.

Es war K a s p a r S c h i n n e r , sein alter Widersacher. Zitternd reichte er Georg die Hand und sprach: „Georg, wir waren einst erbitterte Feinde. Der Kampf ist aus. Laß' uns als versöhnte Freunde sterben.“

Mit tiefer Rührung schlug Georg ein und entgegnete: „So soll es sein. Wir haben einst gethan, was wir für unsere Pflicht gehalten. Was hinter uns ist, soll vergessen sein.“

Unvermerkt waren Joseph und Margaretha herbeigekommen und hatten mit Thränen der Freude die Versöhnung der Väter gesehen. Sie umarmten und küßten Beide.

Es war ein tief ergreifendes Wiedersehen, und ein trauliches Zusammenleben folgte seinem Glücke. Der alte Groll war durch der Liebe Zauberkraft aus ihren starken Seelen gewichen. Endlich kam es auch für Georg zum Sterben. Vorher hatte er für seine Nachkommen die letzte Willensäußerung niedergeschrieben. Sie lautete:

„Rache nicht das Dir zugefügte Unrecht, sondern überlass' die Rache Dem, der da gerecht richtet. Mische Dich nicht in öffentliche Dinge; die Pflichten, die Du damit übernimmst, sind eine schwere, ja zu schwere Bürde. Sie bringen große Gefahren und keinen Gewinn; denn man muß dann die Feindschaft der Menschen gering achten, man muß die Armen und Bedrängten bedrücken, man muß hart und ernst strafen können, wenn man nicht Rebellion und Frechheit säen will.

Kein Vernünftiger begehrt's, solche Gefahren zu bestehen, bei denen nichts gewonnen wird als eitler Schein.“

Noch einmal schwebte sein langes, thatenreiches Leben an des Sterbenden hellausleuchtenden Blicken vorüber. Der eitle Schein von Macht und Ehre, der ihn einst geblendet, war von ihm gewichen, aber das erhebende Bewußtsein war ihm geblieben, daß er nicht umsonst gekämpft, gelitten.

Er hatte seinem Volke einen Freiheitsbrief erwirkt und die Herrschermacht des Bischofs gebrochen. Mit diesem Selbstgefühl konnte er versöhnt und ruhig sterben. Segnend legte er die Hand auf die Häupter seiner Lieben, die rings um sein Sterbelager knieten und segnete sie alle. Dann hob er seinen Blick empor und stammelte leise:

„Margaretha, ich komme!“ Dabei neigte er sein Haupt und war verschieden.

Wie die seines unverföhnlichen Widersachers, des Kardinal Schinner, ruht auch seine Asche nicht in der heimathlichen Erde und auch nicht in der Familiengruft zu Glis, die er einst erbaut, sondern in der

fremden Erde des gesegneten Waadtlandes, das aber die gleiche Freiheit heute beglückt, die Georg seinem Walliserlande einst erstritten hatte.

Im Wallis ist des Bischofs weltliche Herrschaft erloschen, für die Matthäus Schinner mit der ganzen Macht seines großen Geistes und seiner ruhelosen Ränkelsucht bis an sein Ende einst gerungen hatte.

Die Ideen großer Geister bleiben, wenn auch ihre Träger schwinden.

So ist und bleibt es im Kleinen wie im großen Ganzen, im Lehrreichen Buche der menschlichen Geschichte.

